

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Erzähl mir dein Leben!“

oder

Warum die bravsten* Kinder die schlimmsten* waren

*

„... wir waren sehr sehr brave Kinder, die kaum gstritten und grauft haben ...“
(Frau C, Zeile 235-237)

„... und mia woarn hoit olle schlimm de Kinder. Und i woar hoit de Schlimmste.“
(Frau H, Zeile 61-62)

Verfasserin

Friederike Rochowanski

gemeinsam mit Ingeborg Wieder

angestrebter Akademischer Grad
Magistra der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A297
Studienrichtung laut Studienblatt: Pädagogik
Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Dr. Robert Hutterer

Erklärung der Verfasserinnen

Hiermit erkläre ich, dass ich die unter meinem Namen ausgewiesenen Abschnitte dieser Arbeit selbstständig erarbeitet und verfasst habe und keine anderen als die von mir angegebenen Quellen und Hilfsmittel in diesem Zusammenhang verwendet wurden.

August, 2008

Friederike Rochowanski

Hiermit erkläre ich, dass ich die unter meinem Namen ausgewiesenen Abschnitte dieser Arbeit selbstständig erarbeitet und verfasst habe und keine anderen als die von mir angegebenen Quellen und Hilfsmittel in diesem Zusammenhang verwendet wurden.

August, 2008

Ingeborg Wieder

Abstract

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit den erzählten Autobiographien von fünf Geschwistern im Pensionsalter sowie mit dem theoretischen Hintergrund, der Biographieforschung an sich. Ziel der Biographieforschung ist das Erschließen persönlicher Sinnzuschreibungen aus dem Kontext der Biographie. (Krüger, 1997; Flick et al., 2005; Marotzki, 2005, 2006) Während der Schwerpunkt dieser Forschungsgattung bisher auf Lebensabschnitten, Ereignissen oder Haltungen in biographischer Einbettung lag, ist es Ziel dieser Arbeit einen Blick auf das gesamte Spektrum eines Lebens aus der Sicht des Biographen zu erhalten. In den Theorien des interpretativen Paradigmas verortet, lässt sich die Biographieforschung in die qualitativen Forschungsmethoden einordnen, denn es wird nicht nach allgemein gültiger Wahrheit gefragt, sondern nach persönlichen Wahrheiten. (Bortz & Döring, 2006) Als Forschungsmethode werden dazu narrative Interviews verwendet. (Schütze, 1987; Langer, 2000) In der Auswertung werden neben der Darstellung der Lebensgeschichten, lebenslaufbestimmende Strukturen und Muster herausgearbeitet. Schließlich werden die Ergebnisse aus grundlagentheoretischen und pädagogischen Perspektiven diskutiert.

The following work addresses the autobiographical accounts of five siblings of retirement age as well as the theoretical background of the biographical research. The goal of biographical research is the development of the personal understanding out of the context of the biography. (Krüger, 1997; Flick et al., 2005; Marotzki, 2005, 2006) Whereas, the emphasis of this research category until now focused on periods, events or attitudes in biographical embedment, it is the goal of this work to obtain a view of the entire spectrum of a life through the point of view of the biographer. Grounded in the theories of the interpretative paradigm, the biographical research can be classified into qualitative research methods, as there is no query after common truth, but rather after personal truths. (Bortz & Döring, 2006) As research methods, narrative interviews are used. (Schütze, 1987; Langer, 2000) In the analysis, life history determining structures and patterns are extracted and developed in addition to accounts of personal histories. Finally, the events are discussed using theoretical and educational perspectives.

Die vorliegende Arbeit wurde von zwei Personen verfasst. Damit eindeutig ersichtlich ist, welcher Teil von wem geschrieben wurde, ist das Inhaltsverzeichnis farblich gegliedert:

Friederike Rochowanski - violett

Ingeborg Wieder - blau

Friederike Rochowanski und Ingeborg Wieder gemeinsam - schwarz

Innerhalb des Textes ist in der Kopfzeile der Name der jeweiligen Verfasserin ausgewiesen.

1	EINLEITUNG.....	8
1.1	PROBLEMSTELLUNG UND FORSCHUNGSINTERESSE	8
1.2	METHODISCHE VORGANGSWEISE UND AUFBAU DER ARBEIT	10
1.3	ERLÄUTERUNG RELEVANTER BEGRIFFE.....	12
1.3.1	Biographie	12
1.3.1.1	Biographisierung	15
1.3.1.2	Biographizität und biographisches Potential	15
1.3.2	Identität.....	16
1.3.3	Erinnern	18
1.3.3.1	Das Gedächtnis- Was und wie wird erinnert? Welche Faktoren spielen mit?	18
1.3.3.2	Erinnern in verschiedenen Lebensaltern.....	19
1.4	ZUSAMMENFASSUNG.....	20
2	FORSCHUNGSHINTERGRUND	21
2.1	DISZIPLINÄRE EINORDNUNG DER BIOGRAPHIEFORSCHUNG- QUALITATIVE FORSCHUNG	21
2.1.1	Von der quantitativen Forschung zur qualitativen Forschung- Historische Entwicklung und Grundgedanken qualitativer Forschung.....	21
2.1.2	Ziele und Methoden qualitativer Forschung	23
2.1.3	Stellenwert der qualitativen Forschung in der Sozialforschung	23
2.1.4	Theorien im Kontext qualitativer Forschung.....	25
2.2	ZUSAMMENFASSUNG.....	26
3	WISSENSCHAFTSTHEORETISCHE VERORTUNG DER BIOGRAPHIEFORSCHUNG – GRUNDLEGENDE POSITIONEN	27
3.1	DAS INTERPRETATIVE PARADIGMA	27
3.2	PHÄNOMENOLOGIE	28
3.3	SYMBOLISCHER INTERAKTIONISMUS	31
3.4	PHÄNOMENOLOGIE UND SYMBOLISCHER INTERAKTIONISMUS IM KONTEXT VON BIOGRAPHIEFORSCHUNG.....	35
3.5	ZUSAMMENFASSUNG.....	37
4	BIOGRAPHIEFORSCHUNG	38
4.1	GRUNDGEDANKEN DER BIOGRAPHIEFORSCHUNG	39
4.2	BIOGRAPHIEFORSCHUNG- SINGULÄR VERSUS ALLGEMEIN?.....	42
4.3	BIOGRAPHIEFORSCHUNG IN DER PÄDAGOGIK	44
4.3.1	Historischer Abriss und Überblick	44
4.3.2	Abgrenzung zu anderen Disziplinen.....	46
4.3.3	Anwendungsbereiche der Biographieforschung in der Pädagogik	46
4.3.4	Biographieforschung in der Sozialpädagogik.....	47
4.4	ZUSAMMENFASSUNG.....	52
5	FORSCHUNG.....	53
5.1	AUSWAHL DER FORSCHUNGSMETHODE	53
5.1.1	Das narrative Interview	53
5.1.2	Das persönliche Gespräch.....	56
5.1.3	Das „persönliche Interview“ – die angewandte Forschungsmethode	58
5.1.4	Zusammenfassung	58
5.2	SAMPLING	59
5.2.1	Beschreibung der Fallgruppe	60
5.2.1.1	Exkurs: Familie	61
5.2.2	Nähe und Distanz zum Forschungsfeld	62
5.2.3	Zusammenfassung	64
5.3	VORANNAHMEN	65
5.3.1	Theoretische Einordnung.....	65
5.3.2	Vorannahmen für diese Arbeit.....	65
5.3.2.1	Lebensphasen	66

5.3.2.2	Familie	67
5.3.2.3	Ehemaliger Beruf	68
5.3.2.4	Das Leben damals	68
5.3.2.5	Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit.....	68
5.3.2.6	Stichtage und Unerwartetes.....	68
5.3.3	Zusammenfassung	69
5.4	DURCHFÜHRUNG DER INTERVIEWS	71
5.4.1	Vorbereitung.....	71
5.4.2	Rahmenbedingungen	71
5.4.3	Vorgehen beim Interview	72
5.4.4	Nachbearbeitung.....	73
5.4.5	Zusammenfassung	73
6	AUSWERTUNG	74
6.1	BESCHREIBUNG DER INTERVIEWTEN PERSONEN	74
6.2	ERZÄHLAUFFORDERUNG	75
6.2.1	Beschreibung und Aufbau der Auswertung.....	75
6.3	EINZELAUSWERTUNG	75
6.3.1	Verdichtungsprotokoll.....	76
6.3.2	Protokoll der Handlungsstränge	76
6.3.3	Muster.....	77
6.4	GESAMTAUSWERTUNG/VERGLEICH DER ERGEBNISSE.....	78
6.5	EINZELAUSWERTUNG FRAU B.....	78
6.5.1	Kurzbeschreibung Frau B.....	78
6.5.2	Kurzbeschreibung der Interviewsituation	78
6.5.3	Einstieg in das Interview:	78
6.5.4	Ausstieg aus dem Interview (letztes Thema):.....	79
6.5.5	Verdichtungsprotokoll Frau B	79
6.5.5.1	URSPRÜNGLICHE FAMILIE.....	79
6.5.5.2	KINDHEIT.....	83
6.5.5.3	SCHULE.....	84
6.5.5.4	PFLICHTJAHR IN DEUTSCHLAND	85
6.5.5.5	SELBSTGEWÄHLTE FAMILIE	85
6.5.5.6	LEBEN DAMALS	88
6.5.6	Protokoll der Handlungsstränge	89
6.5.7	Interviewbestimmende Themen und Muster bei Frau B.....	91
6.6	EINZELAUSWERTUNG FRAU C.....	92
6.6.1	Kurzbeschreibung Frau C.....	92
6.6.2	Kurzbeschreibung der Interviewsituation	92
6.6.3	Einstieg in das Interview:	92
6.6.4	Ausstieg aus dem Interview (letztes Thema):.....	93
6.6.5	Verdichtungsprotokoll Frau C	93
6.6.5.1	URSPRÜNGLICHE FAMILIE.....	93
6.6.5.2	WOHNORT	95
6.6.5.3	KINDHEIT.....	96
6.6.5.4	SCHULE	96
6.6.5.5	KRIEG	98
6.6.5.6	BERUF.....	100
6.6.5.7	SELBST GEWÄHLTE FAMILIE	101
6.6.5.8	LEBEN IM ALTER	105
6.6.5.9	LEBEN DAMALS	105
6.6.5.10	EINSTELLUNGEN	106
6.6.5.11	SELBSTBESCHREIBUNG.....	107
6.6.6	Protokoll der Handlungsstränge Frau C.....	108
6.6.7	Interviewbestimmende Themen und Muster bei Frau C.....	111
6.7	EINZELAUSWERTUNG HERR E.....	112
6.7.1	Kurzbeschreibung Herr E	112
6.7.2	Kurzbeschreibung der Interviewsituation	112
6.7.3	Einstieg in das Interview:	112
6.7.4	Ausstieg aus dem Interview (letztes Thema):.....	113

6.7.5	Verdichtungsprotokoll Herr E	113
6.7.5.1	URSRÜNGLICHE FAMILIE.....	113
6.7.5.2	SCHULE	116
6.7.5.3	KRIEG	116
6.7.5.4	BERUFLICHER WERDEGANG	116
6.7.5.5	SELBST GEWÄHLTE FAMILIE	117
6.7.5.6	HAUS.....	120
6.7.5.7	LEBEN IM ALTER	120
6.7.5.8	URLAUB	121
6.7.5.9	UNFÄLLE	121
6.7.5.10	AKTUELLES.....	122
6.7.6	Protokoll der Handlungsstränge	122
6.7.7	Interviewbestimmende Themen und Muster bei Herrn E	124
6.8	EINZELAUSWERTUNG FRAU H.....	125
6.8.1	Kurzbeschreibung Frau H.....	125
6.8.2	Kurzbeschreibung der Interviewsituation	125
6.8.3	Einstieg in das Interview	126
6.8.4	Ausstieg aus dem Interview (letztes Thema):	126
6.8.5	Verdichtungsprotokoll Frau H.....	126
6.8.5.1	URSPRÜNGLICHE FAMILIE.....	126
6.8.5.2	KINDHEIT.....	128
6.8.5.3	SCHULE	132
6.8.5.4	EIGENER WERDEGANG	134
6.8.5.5	KRIEG	135
6.8.5.6	LEBEN DAMALS	136
6.8.6	Protokoll der Handlungsstränge Frau H	139
6.8.7	Interviewbestimmende Themen und Muster bei Frau H	140
6.9	EINZELAUSWERTUNG HERR I.....	141
6.9.1	Kurzbeschreibung Herr I	141
6.9.2	Einstieg in das Interview:	141
6.9.3	Ausstieg aus dem Interview (letztes Thema).....	142
6.9.4	Verdichtungsprotokoll Herr I	142
6.9.4.1	URSPRÜNGLICHE FAMILIE.....	142
6.9.4.2	KINDERGARTEN	144
6.9.4.3	SCHULE	144
6.9.4.4	KRIEG	145
6.9.4.5	JUGEND	145
6.9.4.6	MEIN BERUFLICHER WERDEGANG	146
6.9.4.7	SELBST GEWÄHLTE FAMILIE	148
6.9.4.8	URLAUB	150
6.9.4.9	UNFÄLLE	151
6.9.4.10	KRANKHEITEN.....	151
6.9.4.11	LEBEN IM ALTER	151
6.9.4.12	LEBEN DAMALS/ HEUTE	151
6.9.5	Protokoll der Handlungsstränge Herr I.....	151
6.9.6	Interviewbestimmende Themen und Muster bei Herrn I	154
6.10	GESCHWISTERVERGLEICH.....	154
6.10.1	Auswertung der Handlungsstränge	154
6.10.2	Auswertung der handlungsleitende Themen und Muster	156
6.11	ZUSAMMENFASSUNG.....	157
7	ZUSAMMENFASSUNG UND DISKUSSION DER ERGEBNISSE	158
8	LITERATURVERZEICHNIS.....	168
9	ANHANG.....	175
9.1	TRANSKRIPTIONSREGELN.....	175
9.2	LEBENSÄUFE DER VERFASSERINNEN.....	176
	LEBENSÄUFE – Friederike Rochowanski	177
	LEBENSÄUFE – Ingeborg Wieder	178

1 EINLEITUNG

1.1 Problemstellung und Forschungsinteresse

Wir befinden uns in einer Gesellschaft, die dem Menschen zunehmend die Möglichkeit der individuellen Lebensführung erlaubt. Vorbei ist die Zeit, in denen Bildungslaufbahnen und Berufskarrieren determiniert sind - ein Lebensablauf ist kaum mehr vorhersehbar. Vielmehr zeichnen sich die einzelnen Lebenswege zunehmend durch Brüche, diskontinuierliche Karrierewege und schnelllebige Entscheidungen aus. Das birgt für jeden Einzelnen zwar die Möglichkeit, seinen eigenen Weg zu bestimmen, gleichzeitig wird es aber immer schwieriger, langfristige Lebensplanungen auch tatsächlich durchzuführen. (Walther, 1996; Alheit, 2005, S. 21- 43; Böhnisch, 2005, S. 9-12; Marotzki, 2005, Kap. 3.6; Griesse, 2008, S. 129-158)

Auf diese Entwicklung reagierten die Sozialwissenschaften mit einem zunehmenden Interesse an lebensgeschichtlicher Forschung. Dabei wird heute vor allem der Individual-Biographie ein hoher Stellenwert zugeschrieben. Einhergehend mit der jüngeren Erfolgsgeschichte der qualitativen Forschungsmethoden, in die sich die Biographieforschung einordnen lässt, kann mittlerweile auf eine Fülle von biographischen Untersuchungen verwiesen werden. (Beispiele siehe: Krüger, 1997, 2006; Marotzki, 2005, 2006; Felden, 2008;) Kern dieser biographischen Forschung sind lebensgeschichtliche Erzählungen. Bei genauer Betrachtung dieser Studien wird aber deutlich, dass sie von Fragestellungen, die den Fokus auf einen Lebensabschnitt, ein Ereignis oder auf die Einschätzung eines bestimmten Themas legen, geleitet werden. (Beispiele siehe: Bohnsack, 1973; Köttig, 1997, Zander, 2005) Biographie außerhalb des Kontextes von Themenschwerpunkten wird kaum beleuchtet.

Genau an diesem Punkt setzt unsere Fragestellung an. Nicht das themengeleitete oder punktuelle Erzählen über die eigene Biographie, sondern der Blick auf das eigene Leben als Ganzes steht im Mittelpunkt unseres Forschungsinteresses.

Demzufolge lautet die Forschungsfrage:

Was wird erzählt, wenn Menschen über Ihr Leben erzählen?

Diese Fragestellung mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, da sie nicht offensichtlich pädagogischer Natur ist.

In der pädagogischen Biographieforschung liegt das Forschungsinteresse im Erziehungs- und Bildungskontext. Eingeschränkte Fragestellungen können zwar bestimmte für die Pädagogik relevante Ergebnisse liefern, sie blenden dabei aber Kontext des gesamtheitlichen Gewordenseins aus. Ohne die Berücksichtigung dieser persönlichen Entwicklung eines Individuums eingebettet in seine Umwelt, können dem Forscher Zusammenhänge und Dynamiken vorenthalten werden.

Unsere Fragestellung unterscheidet sich insofern von bisherigen Forschungsinteressen, da nicht nach einem Ausschnitt gefragt wird, sondern nach dem ganzen Spektrum eines Lebens. Es wird also nicht nach einer Sichtweise zu einem bestimmten Thema in Verbindung mit dem eigenen Leben gesucht, sondern nach der Sichtweise auf das eigene bisherige Leben. Es wird die gesamte erzählte Biographie untersucht und demzufolge ist jedes Thema von Bedeutung, das von den Interviewten angesprochen wird. Die Frage ist explizit offen gehalten, da es für uns von Interesse ist, was die einzelnen Personen zu erzählen haben ohne vom Forscher in eine bestimmte Richtung gelenkt zu werden. Nicht nur die Forschungsfrage allein ist offen formuliert, auch die Forschung an sich ist induktiv konzipiert. Das bedeutet, dass der Kern der Untersuchung - die persönliche Sichtweise der Interviewten auf ihr Leben – nicht durch Hypothesen oder Vorannahmen des Forschers beeinflusst werden soll. (Steinke, 1999, Flick, 2000, 2005; Langer, 2000, Bortz & Döring, 2006) Das Forschungsinteresse ist begründet in dem, was erzählt wird, welche Handlungsstränge die Erzählung aufweist und worauf die erzählende Person den Schwerpunkt legt. In weiterer Folge interessiert, was sich hinter der bloßen Erzählung verbirgt. Wie sind die angesprochenen Themen konnotiert? Welche Strukturen und Muster bestimmen die Lebensablauf-Erzählung der befragten Personen? Es gilt also diese Sinnzuschreibungen, Muster und Strukturen zu extrahieren.

Lange Zeit lag der Fokus der Sozialpädagogik auf dem Jugendalter. Entsprechend der jüngeren Entwicklung, in der sich das Interesse der Sozialpädagogik immer mehr auch auf andere Lebensabschnitte konzentriert (Böhnisch, 2005), ist diese Arbeit im Kontext von Lebensabläufen angesiedelt.

1.2 Methodische Vorgangsweise und Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit fragt danach, was erzählt wird, wenn man Raum zum Erzählen über das eigenen Leben gibt. Grundlegend dafür ist die theoretische und methodische Auseinandersetzung mit Biographieforschung im Bezug auf die für diese Arbeit angewandte Forschung. Demzufolge wird zu Beginn beschrieben, was unter Biographie im sozialwissenschaftlichen Kontext verstanden wird (Kapitel 1.3.1) und, da Erinnern die Grundvoraussetzung biographischen Bewusstseins ist, wie Erinnern funktioniert (Kapitel 1.3.3). Außerdem wird ein Überblick über den Identitätsbegriff (Kapitel 1.3.2) gegeben, denn Identität ist grundlegend für Erinnern und Erzählen. (Rudolf, 2003) Im Anschluss erfolgt die theoretische und methodische Verortung der Biographieforschung: Das Kapitel 2 befasst sich mit der Einordnung der Biographieforschung in der qualitativen Forschung. Es wird auf die Grundgedanken und die historische Entwicklung sowie auf Ziele, Methoden und theoretische Strömungen qualitativer Forschung eingegangen. Innerhalb dieser theoretischen Strömungen gibt es Modelle, die unter der Bezeichnung interpretatives Paradigma zusammengefasst werden. Sie gehen davon aus, dass eine allgemeine Wahrheit nicht existiert, sondern ausschließlich persönliche Wahrheiten, die auf individuellen Sinnzuschreibungen basieren. Anhand biographischer Forschung werden individuelle Sinnzuschreibungen im Sinne des interpretativen Paradigmas herausgearbeitet, denn

[...]eine zentrale methodologische Annahme besteht darin, gesellschaftliche Tatsachen über die Sinn- und Bedeutungszuschreibung der Handelnden zu erschließen [...]. Der Schwerpunkt ihrer Betrachtung [der Biographieforschung, F. R.] verlagert sich darauf, individuelle Formen der Verarbeitung gesellschaftlicher und milieuspezifischer Erfahrung zu studieren. (Flick, 2005, S. 176)

Demzufolge widmet sich Kapitel 3 der theoretischen Verortung der Biographieforschung basierend auf Theorien des interpretativen Paradigmas (Kapitel 3.1) - der Phänomenologie (Kapitel 3.2) und dem symbolischem Interaktionismus (Kapitel 3.3). Danach wird die Entwicklung der Biographieforschung (Kapitel 4.1) sowie ihre Stellung im Spannungsfeld zwischen Allgemeinheit und Singularität (Kapitel 4.2) beleuchtet. Es folgt eine Darstellung der Biographieforschung in der Pädagogik (Kapitel 4.3), die disziplinäre Eingrenzung pädagogische Biographieforschung (Kapitel

4.3.2), die Vorstellung biographischer Forschung in pädagogischen Forschungsfeldern (Kapitel 4.3.3) und eine Ausführung über sozialpädagogische Biographieforschung (Kapitel 4.3.4). In der Biographieforschung hat sich Schützes (1987) narratives Interview als Forschungsmethode etabliert. Es zeichnet sich dadurch aus, dass abgesehen von der Erzählaufforderung seitens des Interviewers möglichst keine Interventionen während eines Interviews erfolgen sollen, da danach gesucht wird, was der Interviewte zu erzählen hat und nicht nach Inhalten, die im Interesse des Interviewleiters liegen. Aus dieser Befragungsmethode entwickelte Langer (2000) das persönliche Gespräch, dessen Betonung auf dem Einfühlungsvermögen gegenüber der interviewten Person liegt. Die beiden Befragungsmethoden sowie die angewandte Methode für diese Arbeit, das persönliche Interview, werden in Kapitel 5.1 behandelt. Im Anschluss umfasst der Forschungsteil die Beschreibung des Forschungsdesigns und -vorganges anhand der Stichprobe (Kapitel 5.2), der Vorannahmen (Kapitel 5.3), des Vorgehens beim Interview (Kapitel 5.4) sowie die Auswertung (Kapitel 6) mit Verdichtungsprotokollen, Protokollen der Handlungsstränge, sowie herausgearbeitete Muster und Strukturen. Schließlich werden in der Diskussion der Ergebnisse (Kapitel 7) die Forschung mit den im Theorieteil vorgestellten Positionen abgeglichen und anhand von Beispielen diskutiert.

1.3 Erläuterung relevanter Begriffe

Im Folgenden werden die für diese Arbeit relevanten Definitionen der Begriffe Biographie, Biographisierung, Biographizität und biographisches Potential, sowie Gedächtnis im aktuellen Forschungskontext dargestellt.

1.3.1 Biographie

Da sich die vorliegende Arbeit mit Biographieforschung beschäftigt, also auf Biographie aufbaut, ist es unumgänglich den Begriff Biographie, sowie die damit verbundenen Begriffe Biographisierung, Biographizität und biographisches Potential von verschiedenen Seiten zu beleuchten und für die vorliegende Arbeit relevant zu definieren.

Schulze (2006) beschreibt Biographie als erzählte Lebensgeschichte. Für ihn zeichnet sich eine Geschichte durch Kontextualität und durch Anfang und Ende eines Handlungsstranges aus. Der Kontext einer Biographie ergibt sich durch den Menschen, von dem die Geschichte handelt. (Schulze, 2006) Biographie ist die Lebensgeschichte eines jeden Menschen. Im Unterschied zum Lebenslauf ist dabei nicht der institutionalisierte oder berufliche Werdegang ausschlaggebend. Der Schwerpunkt einer Biographie liegt vielmehr im Auge des Biographen, also der Person, die ihre eigene Lebensgeschichte persönlich erlebt hat. Somit ist laut Glinka (2005) „jeder Mensch Träger seiner eigenen Biographie, jedoch hat sie niemand selbstständig >gebastelt<.“ (S. 207) Eine Biographie stellt immer eine Auswahl dar, da jeder Mensch individuelle Schwerpunkte setzt und diese im Laufe seines Lebens unterschiedlich bewertet. Nicht jede gesetzte Tat wird das gesamte Leben lang gleich beurteilt, da sich jeder Mensch ständig entwickelt und somit seinen Blick auf die Welt verändert. „Biografie fasst also auch die Zustandsveränderung der Identität [siehe dazu Kapitel 1.3.2 Identität, F. R.]. Und sie konstruiert sich im Kontext sozialer und (kollektiv-) historischer Prozesse.“ (Glinka, 2005, S. 208) Schulze (2006) beschreibt zwei unterschiedliche Vorgänge, wie Biographie gebildet wird: „Mit ‚Biographie im Kopf‘ bezeichne ich die psychologische Dimension der Biographie. Gemeint sind psychische Strukturen, die eine

biographiekonstituierende- und generierende Bedeutung haben.“ (S. 41) „Biographie in der Gesellschaft“ (S. 45) zeigt für ihn die soziologische Auffassung von Biographie auf. Der psychologische Vorgang von Biographie, also Biographie im Kopf, ist nach Schulze (2006) durch „die Konstrukte ‚Biographisches Subjekt‘, ‚Autobiographisches Gedächtnis‘ und ‚Biographisches Potential‘“ (S. 41) determiniert. Das biographische Subjekt ist die Grundlage jeder Biographie. Es ist der Part des Individuums, der im Kontext der eigenen Biographie handelt. Das biographische Subjekt ist Voraussetzung für die Art der Aneignung von und des Umgangs mit Erlebtem. Diese Voraussetzung „bestimmt, was für die Biographie zum System gehört und was für sie Umwelt ist.“ (Schulze, 2006, S. 41) Das Wissensgedächtnis speichert lediglich Informationen, das autobiographische Gedächtnis speichert zusätzlich die Umstände und Gefühle, die bei der Aufnahme der Informationen vorhanden waren. Nicht jede Begebenheit wird mit der gleichen Wertigkeit gespeichert. Besonders Situationen mit starker emotionaler Aufladung werden später erinnert. (Schulze, 2006) „Den Kern dessen, was wir ‚biographisches Potential‘ nennen, bilden die angesammelten und aufgeschichteten Lebenserfahrungen. Sie treten in unserem Bewusstsein zuerst als Erinnerungen entgegen.“ (Schulze, 2006, S. 42) Der Autor verweist darauf, dass Erinnerungen und Erfahrungen, sind sie auch eng miteinander verbunden, nicht gleichzusetzen sind. Erinnerungen sind konkrete gespeicherte Episoden, auf die zurückgegriffen werden kann. Im Vergleich dazu können Erfahrungen nicht auf einzelne Begebenheiten reduziert werden. „Sie bilden im Bewusstsein keinen deutlich konturierten Inhalt und lassen sich daher auch nicht ohne weiteres benennen oder beschreiben. Erinnerungen halten Erlebnisse fest [...], Erfahrungen verarbeiten Erlebnisse.“ (Schulze, 2006, S. 42) Von Erfahrung kann also erst nach dem Prozess der Einordnung in die eigene Biographie gesprochen werden. Erfahrungen drücken sich in Form von Gefühlen, Werten, Einstellungen, Weisheiten und immer wiederkehrenden Themenschwerpunkten aus. Diesen beiden Termini kommen auch verschiedene Aufgaben im biographischen Prozess zu: Während Erinnerungen autobiographisches Arbeiten ermöglichen, beeinflussen Erfahrungen Lebensperspektiven und Entscheidungsfindungen. Das biographische Potential ist also das Resultat von Erfahrungen, die ihrerseits auf Erinnerungen fußen. Es wird zum Beispiel bei Einschätzungen und Entscheidungen eingesetzt. Die Macht des biographischen Potentials ist aber nicht absolut, sondern kann

sich dem biographischen Subjekt oder zwingenden Gegebenheiten (z. B. Schicksalsschläge) beugen. (Schulze, 2006) Dem anschließend diskutiert Schulze (2006) den Begriff des „Selbst“ (S. 44) im Kontext der Biographie:

Der Biographische Prozess ist nicht an Selbstkonzepten ausgerichtet [...] Eine Autobiographie ist in ihrem Wesen nach keine Selbstbeschreibung, sondern eine Lebensbeschreibung; sie ist auch keine Selbstdarstellung, so wenig wie ein Selbstporträt eine Autobiographie ist (siehe Schulze 2003). Und Biographieforschung ist auch nicht dasselbe wie Persönlichkeitspsychologie. Die Persönlichkeit und das Selbstkonzept sind nicht Voraussetzungen, sondern ein Produkt und eine Begleiterscheinung der Biographie. (Schulze, 2006, S. 45)

Schulze (2006) warnt vor der Verwechslung des „Selbst“ mit dem biographischen Subjekt. Nicht das Selbst bedingt also die Biographie, sondern ist ein Ergebnis der Biographie. Selbstkonzepte, wie sie auch Filipp (1984) darstellt, speisen sich aus Erfahrungen und werden so Teil des biographischen Potentials.

Schulze (2006) vertritt die Ansicht, dass es ein vorschneller Schluss wäre, Biographie nur auf das Individuum zu beschränken. Sehr wohl seien auch äußere Umstände wie Gesellschaft mitentscheidend für biographische Verläufe. Für die Pädagogik ist der gesellschaftliche Aspekt vor allem deshalb bedeutsam, weil sich Biographien sowohl anhand von Institutionen wie Kindergarten, Schulen, Altersheime als auch anhand von Lebensvorstellungen entwickeln. Diese Lebensvorstellungen umfassen unter anderem die eigene Ausbildung, den Status, den Beruf und sind ebenfalls durch die Gesellschaft geprägt. (Schulze, 2006) Biographie wird somit immer im Kontext der jeweiligen Situation verstanden und dargestellt. (Flick, Kardoff & Steinke, 2005, Kap. 3)

In der für diese Arbeit durchgeführten Forschung wird Biographie als autobiographisches Erzählen, also Erzählen über das eigene Leben, im Rahmen eines narrativen Interviews behandelt. (Schulze, 2006) Im Zusammenhang mit dem narrativ-biographischen Interview wird die Lebensgeschichte um den Begriff der Selektion erweitert, da nämlich beim Erzählen über die eigene Biographie immer eine bestimmte Auswahl getroffen wird, was erzählt wird und was nicht. Die Frage nach dem, was erzählt wird, wird im narrativen Interview auch deshalb relevant, weil hier persönliche Sinnzuschreibungen hervortreten, die im Forschungsinteresse der Biographieforschung liegen.

1.3.1.1 Biographisierung

Der Prozess des Erinnerns an das eigene Leben wird Biographisierung genannt. „Zusammenfassend ist also zu sagen, dass der Begriff Biographisierung jene Form der bedeutungsordnenden, sinnherstellenden Leistung des Subjekts in der Besinnung auf das eigene gelebte Leben bezeichnet.“ (Marotzki, 2005, S. 179) Wichtig dabei, wie Marotzki (2005) beschreibt, ist das Vermögen Zusammenhänge herzustellen, um überhaupt in der Lage zu sein zu biographisieren. Das Individuum muss also Ereignisse bewerten, einordnen und vernetzen können. Erst dann kann von Biographisierung die Rede sein. (Marotzki, 2005)

1.3.1.2 Biographizität und biographisches Potential

Erstmals erwähnt in der biographisch- theoretischen Literatur von Kohli (1988) ist der Begriff „Biographizität“ in der sozialwissenschaftlichen Forschung mit verschiedenen Bedeutungen versehen. Für Kohli ist Biographizität eine Grundvoraussetzung, in einer differenzierten Gesellschaft seinen Lebensweg zu gehen. Erst mit Biographizität ist es möglich, seinen Lebenslauf individuell zu gestalten. Für Alheit (1992) ist Biographizität der Umgang mit dem Handlungsspielraum, der sich durch Erinnerungen und Erfahrungen bildet. Dieser Ansatz ähnelt Schulzes (2006) Definition des biographischen Potentials. Er geht davon aus, dass das biographische Potential prinzipiell auch auf Erinnerungen und Erfahrungen beruht, die Entscheidungsfindungen, Einschätzungen, Werte etc. bestimmen. Schulze (2006) sieht Biographizität im Zusammenhang mit Biographisierung. Sie ist gewissermaßen das Resultat eines Prozesses, in dem man sich seine eigene Biographie bewusst macht. Ist Biographisierung der bewusste Akt der Reflexion der Biographie, so ist Biographizität das reflektierte Ergebnis davon. Man kann Biographizität mit über seine biographischen Möglichkeiten und Grenzen Bescheid wissen bezeichnen. Damit erläutert Schulze (2006) auch einen Unterschied zum biographischen Potential, das im Gegensatz zur Biographizität als unbewusster Faktor mitentscheidend für den biographischen Verlauf ist. Der Weg zu Biographizität kann niemals abgeschlossen sein und erneuert sich ständig. Dieser Prozess kann aus dem Individuum selbst entspringen oder von außen, zum Beispiel durch pädagogische

Einrichtungen, eingeleitet werden. (Schulze, 2006) Für die vorliegende Arbeit ist Biographizität insofern von Bedeutung, als sie mitentscheidend für biographische Verläufe ist.

1.3.2 Identität

Identität und Biographie sind untrennbar miteinander verbunden und bedingen sich gegenseitig.

Durch das Geschichtenerzählen in unserem Leben halten wir unsere persönliche und soziale Identität am Leben und wir verändern sie permanent. Wir wandeln uns im Lauf der Zeit und im Wechsel der Situationen mit unseren Lebens-Geschichten [sic!], denn neue Erfahrungen und Kontexte führen zu einem Weiterdichten und Umschreiben der bisherigen autobiographischen Sinnkonstruktionen, also unserer Identitätsentwürfe und Lebenskonstruktionen. (Rudolf, 2003, S. 122)

Der Begriff Identität ist laut Abels (2004) und Berger und Luckmann (2001) als Balanceakt zwischen der Einzigartigkeit des Individuums und der Anpassung an die geltenden Normen einer Gesellschaft zu sehen. Somit versucht Identität Antworten auf folgende Fragen zu finden: „Wer bin ich? Was will ich, was kann ich sein? Wo ist mein Platz in der Gesellschaft?“ (Otto, 2005, S. 805) Identität ist nicht statisch, da durch „Identitätsarbeit“ (Keupp u.a., 2006, S. 9) - durch ständige Reflexion - ein nicht endender dynamischer Prozess entsteht, der Stagnation nicht möglich macht. Das heißt, dass Identität sich in einem ständigen Wandel, beeinflusst vom Ich des Subjekts und von dessen Umwelt, befindet. Auf die Praxis bezogen bedeutet das, dass alle sozialen Gebilde, die einen umgeben, zur Formung der Identität beitragen: Wie sehen mich die anderen? Wie will ich gesehen werden? Was eint mich mit den anderen, was macht mich einzigartig, was unterscheidet mich vom Rest?

Solche sozialen Gebilde bzw. Gruppen können die Familie, die soziale Schicht, in die man hineingeboren wird, der Freundeskreis, der Kulturkreis, das Geschlecht oder etwa die Religion bedeuten. Nach Erikson (1996) entwickelt sich die Identität ab der Geburt über das Kindesalter und die Adoleszenz bis ins Erwachsenenalter in einem achsstufigen Modell. (Erikson 1996; Abels, 2006, S. 273-285) Die Identität eines Individuums setzt

sich aus verschiedenen Teilidentitäten zusammen, wie beispielsweise der beruflichen Identität, der Familienidentität oder der Freizeitidentität. (Keupp u. a., 2006, S. 218-219)

Wichtig hierbei ist die Unterscheidung zwischen der persönlichen Teilidentität von einer Gruppe, der man angehört, und der kollektiven Identität innerhalb dieser Gruppe. Die berufliche Identität wirft als Teilidentität meiner persönlichen Identität die Frage nach dem Stellenwert meines Berufes in meinem Leben auf: Wo steht diese Gruppe innerhalb meines Lebens? - Berufliche Identität aber als kollektive Identität betrachtet, fragt nach der Stellung meiner Person in meinem Beruf: Wo stehe ich innerhalb einer Gruppe?

Identität entsteht durch Identitätsarbeit, die ein Leben lang durchgeführt wird. Identitätsarbeit ist einerseits die Verknüpfung von zeitlich Vergangenen mit der Gegenwart und der Zukunft und andererseits die Verknüpfung bzw. Abgleichung der Umwelt mit dem Ich. (Keupp u. a., 2006, S. 189-198) Das heißt, dass die eigene Persönlichkeit reflexiv in den Kontext mit zeitlichen Gegebenheiten und der Umwelt gestellt wird. Hier lässt sich die Nähe zur Biographieforschung erkennen, die davon ausgeht, dass Biographiearbeit anhand zweier Faktoren abläuft: Interaktion und Reflexion.

Heute gilt der Begriff Identität laut Noack (2005) in allen Fachdisziplinen als inflationär und wird in einer nahezu unüberschaubaren Bedeutungsvielfalt verwendet. In der pädagogisch wissenschaftlichen Literatur gilt die Identitätstheorie von Erikson als Klassiker, doch seine Theorie der Identität im Lebenszyklus gilt in einigen Teilbereichen nicht mehr als zeitgemäß und wurde stetig weiter entwickelt. Sie wird heute aber noch als Grundlage verwendet. Neben Erikson haben sich in den Sozialwissenschaften Georg Herbert Mead, Goffman und Krappmann mit dem Identitätsbegriff beschäftigt. Doch auch ihre Identitätskonstrukte wurden immer wieder neu überarbeitet und neu konzipiert. Heute geht man von einem dynamischen Identitätsbegriff aus, das heißt, dass Identität immerzu in Bewegung ist und von der Identitätsformel „Sich Erkennen, Erkannt- und Anerkanntwerden“ geleitet wird. (Eickelpasch & Rademacher, 2004, S. 5) In den letzten Jahren wurde die theoretische Diskussion über Identität unter anderem von Giddens (2007), Hitzler (1994) und Keupp (1994) geprägt. (Noack, 2005)

1.3.3 Erinnern

Das Erinnerungsvermögen ist die Grundlage jedes biographischen Bewusstseins. Im Folgenden Kapitel wird angeführt, nach welchen Kriterien Erinnern abläuft und wie sich Erinnern im Laufe eines Lebens verändert.

1.3.3.1 Das Gedächtnis- Was und wie wird erinnert? Welche Faktoren spielen mit?

„Allgemein kann man davon ausgehen, dass das Gedächtnis ein konstruktives System ist, das Realität nicht einfach abbildet, sondern auf unterschiedlichsten Wegen und nach unterschiedlichsten Funktionen filtert und interpretiert.“ (Welzer, 2003, S. 187)

Die aktuelle Erinnerungsforschung geht davon aus, dass Erinnern nicht das genaue Abbild einer erlebten Situation ist, sondern ausschließlich im Kontext vieler zusammenspielender Faktoren gewertet werden kann. (Welzer, 2003, S. 183-202; Tschuggnall, 2003, 163-179) Reimer (2003) beschreibt den Vorgang des Erinnerns als einen, der auf zwei Schienen abläuft. Erstens in Form von Erinnern in Einzelepisoden (z.B. Hochzeit) und zweitens in Form von „generischen Episoden“ (Reimer, 2003, S.28). Dabei handelt es sich um ähnliche Episoden, die zu einer Episode zusammenwachsen (z.B. Ehealltag). Erinnern funktioniert in einer hierarchischen Ordnung und ist entweder thematisch oder zeitlich gegliedert. Neue Erinnerungen werden durch die vorgehenden generiert. Zeitpunkte werden anhand von Eckdaten rekonstruiert. (z.B. Geburtstag, Winter, Krieg). Wie und was erzählt wird, ist bedingt durch kulturelle Normen und aktuelle Gegebenheiten. Wie gut man sich an eine Episode erinnert, liegt einerseits daran, wie viele andere Erinnerungen damit in Verbindung gebracht werden, und andererseits daran, wie eindrucklich eine bestimmte Episode empfunden wurde. (Schulze, 2006) Schlecht erinnert werden generell Daten und Fakten sowie Episoden ohne Spezifikum. Diese Erinnerungen werden in generischen Episoden gesammelt. Darüber hinaus hängt Erinnern auch von der Häufigkeit und der Intensität der Rekonstruktion einer Episode zusammen. Das heißt: durch Erinnern erinnere ich mich,

Erinnern fungiert demnach auch selbst als Erinnerungsstütze. Diese beiden Faktoren stehen in Wechselwirkung zueinander, denn intensive Erinnerungen werden öfter verwendet. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass man sich an Begebenheiten von großer persönlicher Bedeutung leichter erinnert als an unbedeutende. Alltägliche Geschehnisse, die für eine Person im Kontext mit der jeweiligen aktuellen Situation stehen, werden besser erinnert. Außerdem werden Erinnerungen an die aktuelle Situation angepasst, „um der aktuellen subjektiven und normativen Entwicklungslogik zu entsprechen.“ (Reimer, 2003, S. 31) Weiters ist Erinnern abhängig von Bildungsstand, Berufsstand, Alter, Geschlecht und Persönlichkeit. Prinzipiell geht kurz nach einem unmittelbar erfolgten Ereignis die meiste Erinnerung verloren. Kann man sich nach ein bis drei Jahren immer noch an ein Ereignis erinnern, so lässt es sich im Wesentlichen auch noch fünfzig Jahre später abrufen. (Reimer, 2003, S. 27-41; Tschuggnall, 2003, 163-179; Welzer, 2003, S. 183-202; Schütze, 1987)

Erinnern läuft nicht nur individuell determiniert, sondern funktioniert auch kollektiv. Halbwachs (1991) begründet dies damit, dass jeder Mensch gewissen Gruppen bzw. Milieus zugehörig ist. Das heißt, dass mit dem Background der Gruppe, in der sich ein Individuum befindet, eine erinnerte Situation bewertet wird. Umgekehrt lässt jede Erinnerung auch immer Rückschlüsse auf die Gruppe, der die Person angehört, zu. (Halbwachs, 1991)

1.3.3.2 Erinnern in verschiedenen Lebensaltern¹

Die ersten fünf Lebensjahre werden nur sehr lückenhaft erinnert. (Reimer, 2003)

Dass in den ersten Lebensjahren Ereignisse, die sich nicht wiederholen, über kurz oder lang vergessen werden, erscheint sinnvoll vor dem Hintergrund dessen, dass Erinnerungen dem kleinen Kind vor allem dazu dienen, sich im Alltag zu orientieren, Handlungsabläufe zu antizipieren und sie zum Teil zumindest mit zu strukturieren. (Tschuggnall, 2003, S. 169 f.)

Tschuggnall (2003) geht davon aus, dass Vorgänge, die sich nicht wiederholen, für ein Kleinkind nicht verwertbar sind und deswegen nicht erinnert werden. Kleinkinder haben

¹ Siehe dazu Kapitel 6.3.2.1.1 *Exkurs: Lebensalter*

zwar das Potential sich zu erinnern, diese frühen Erinnerungen von Situationen gehen aber verloren, wenn sich die Situation nicht wiederholt. Das ändert sich, sobald das Kind in der Lage ist, über Erinnerungen zu sprechen. In dieser Zeit lernen sie im Dialog, was in bestimmten Situationen entscheidend ist. Sie lernen, welche Faktoren wichtig genug sind, um sich an sie zu erinnern, und damit auch, wie dauerhaft erinnert wird. Mit dem Älterwerden erwerben Kinder die Fähigkeit auch ohne Dialog zu erinnern - die innere Auseinandersetzung mit einem Ereignis reicht aus, um es im Gedächtnis zu behalten. Erinnern ist also sowohl eine kognitive Fähigkeit als auch erlernbar. (Tschugnall, 2003)

Bei Menschen über 40 Jahren konnte festgestellt werden, dass die Lebensjahre zwischen 15 und dreißig am besten in Erinnerung gerufen werden konnten. Im Alter hat speziell autobiografisches Erinnern einen besonderen Stellenwert, dient es doch der Bilanzierung des Lebens. (Reimer, 2003)

1.4 Zusammenfassung

Biographisches Erzählen ist eine individuell selektierte Geschichte über das eigene Leben. Die vergangenen Erlebnisse werden immer auch im Kontext der Situation, in der sie stattfinden, gedeutet und erzählt. (Glinka, 2005; Schulze, 2006) Biographisierung ist der ordnende Prozess des Erinnerns an das eigene Leben. Biographizität ist das Ergebnis von Biographisierung und ist im Vergleich zum biographischen Potential, das kein bewusster Aspekt des Erinnerungsprozesses ist, eine bewusste Einordnung in den Umwelt- und Persönlichkeitskontext. (Marotzki, 2005; Schulze, 2006)

Biographie und Identität stehen in engem Zusammenhang miteinander. „Durch das Geschichtenerzählen in unserem Leben halten wir unsere persönliche und soziale Identität am Leben und wir verändern sie permanent.“ (Rudolf, 2003, S. 122) Identität bewegt sich zwischen dem Individuum und der Gesellschaft und wandelt sich ein Leben lang in einem ständigen reflexiven Prozess. (Noack, 2005)

Biographie baut auf Erinnerung auf. Erinnern ist nicht die objektive Wiedergabe einer Situation, sondern ist von der Identität des Erzählers und der jeweiligen Situation geprägt, in der das Erlebte erzählt wird. Es gibt zwei Arten von Erinnerung: Erinnerung als Einzelepisode und Erinnerung als generische Episode. Erlebnisse werden

hierarchisch und thematisch sortiert und je nach Eindrücklichkeit und Häufigkeit der Rekonstruktion besser oder schlechter erinnert. Erlebnisse aus den ersten fünf Lebensjahren werden kaum erinnert. Im Erwachsenenalter wird die Zeit zwischen 15 und dreißig am besten erinnert. (Reimer, 2003, S. 27-41; Tschugnall, 2003, S. 183-202; Welzer, 2003, S. 183-202)

2 FORSCHUNGSHINTERGRUND

2.1 Disziplinäre Einordnung der Biographieforschung- qualitative Forschung

Biographieforschung gliedert sich in die qualitativen Forschungsmethoden ein. Die folgenden Kapitel befassen sich mit den Grundgedanken und der historischen Entwicklung qualitativer Forschung. Dabei werden die Unterschiede zur quantitativen Forschung aufgezeigt und die Emanzipation aus dieser dargestellt. Weiters werden Ziele und Methoden qualitativer Forschung präsentiert und im Anschluss verschiedene theoretische Strömungen der qualitativen Forschung diskutiert.

2.1.1 Von der quantitativen Forschung zur qualitativen Forschung- Historische Entwicklung und Grundgedanken qualitativer Forschung

Ziel quantitativ empirischer Forschung ist es, den Untersuchungsgegenstand möglichst authentisch wiederzugeben und die Ergebnisse repräsentativ für die Allgemeinheit darzustellen. Es gilt vorab aufgestellte Hypothesen zu prüfen. Wichtige Instrumente der quantitativen Methoden sind beispielsweise das Befragen mit standardisierten Fragebögen, Zählen oder Messen. Der Tradition der naturwissenschaftlichen Forschung folgend wurde bis vor kurzem auch in den Sozialwissenschaften noch anhand quantitativer und standardisierter Verfahren geforscht. Das Ziel dieser Forschungsmethoden war die allgemeine Gültigkeit. Aber gerade in den Sozialwissenschaften können quantitative Methoden nicht in allen Forschungsbereichen ausreichende Erkenntnisse liefern, da diese Forschungsproblemen isoliert von den Begleitumständen der Realität nachgehen. Glaser und Strauss (1993) betonen, dass die alleinige Überprüfung von Hypothesen in der qualitativen Forschung nicht hinreichend Ergebnisse liefern kann, da durch die Konzentration auf die Überprüfung der

Hypothesen bestimmte Aspekte mitunter übersehen werden und dadurch ein offener Forschungszugang nicht gegeben ist. Trotzdem hat der Forscher Vorannahmen zu einem Untersuchungsthema, die es zu beachten gilt, da sie die Forschung maßgeblich beeinflussen können. Im Kapitel 6.3 Vorannahmen wird darauf näher eingegangen.

Durch Untersuchungen, die nicht auf Messungen, Zählungen und Statistiken, sondern auf verbalen und visuellen Daten basieren, wie Briefe, Fotos oder mündliche Quellen, möchte die qualitative Forschung individuelle Lebenswelten² realitätsnah erschließen. Dabei „ist es nicht - oder nur in sehr geringem Umfang - notwendig, den Untersuchungsvorgang zu standardisieren.“ (Bortz & Döring, 2006, S. 297) Denn die persönliche Bedeutungszuschreibung von Individuen gegenüber bestimmten Sachverhalten ist der Kern qualitativer Forschung - und nicht, wie es für quantitative Methoden kennzeichnend ist, allgemeine Aussagen zu treffen.

Unter stärkerer Berücksichtigung der Gegebenheiten der Praxis und den charakteristischen Forschungsmethoden kam der qualitativen Forschung nach und nach größere Bedeutung zu, da ihre Methoden bestehende Umstände einbeziehen und sie realitätsnahe, praxisgeleitete Ergebnisse liefern. Die Anfänge qualitativer Forschung im deutschen Sprachraum reichen - ausgehend von Hermeneutik und Phänomenologie mit ihrer Kritik an den quantitativen Methoden - zurück bis ans Ende des 19. Jahrhunderts. Sie wurden allerdings mit den Anfang des 20. Jahrhunderts in Mode gekommenen standardisierten Verfahren in den Hintergrund gedrängt und konnten sich erst wieder in den 1970er Jahren ausgehend von den USA in Europa etablieren. Da qualitative und quantitative Forschung unterschiedliche Ziele verfolgen, kann nicht von einem konkurrierenden Verhältnis gesprochen werden. Vielmehr können sich qualitative und

² Unter ... Lebenswelt soll jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden, den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet. Mit >schlicht gegeben< bezeichnen wir alles, was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf weiters unproblematisch ist. (Schütz & Luckmann, 2003)

Als Lebenswelt wird also die ursprüngliche Auffassung, die das Individuum von der Umwelt hat, angesehen. *Ursprünglich* ist hier in Abgrenzung von wissenschaftlichen Zuschreibungen und theoretischen Positionen zu verstehen. Orth (1999) beschreibt Husserls Auffassung von Lebenswelt als ein in sich geordnetes System, das über eigene Wertzuschreibungen verfügt. (Orth, 1999; Schütz & Luckmann, 2003; Flick et al, 2005, Kap. 3.1)

quantitative Methoden auch ergänzen. (Bortz & Döring, 2006, Kap. 4, Flick, 2000, Kap.1)

2.1.2 Ziele und Methoden qualitativer Forschung

Qualitative Forschung hat andere Ziele und damit auch andere Methoden als quantitative Forschung. Qualitative Forschung rekonstruiert Prozesse, die soziale Wirklichkeit herstellen. Dazu darf sie soziale Wirklichkeit nicht als eine objektive verstehen, sondern muss sie als individuell bzw. gesellschaftlich determiniert, also subjektiv konstruiert auffassen. (Lamnek, 2005) „Wesentliche Kennzeichen sind dabei die Gegenstandsangemessenheit von Methoden und Theorien, die Berücksichtigung und Analyse unterschiedlicher Perspektiven sowie der Reflexion des Forschers über die Forschung als Teil der Erkenntnis.“ (Flick, 2000, S. 13)

Gängige Methoden der qualitativen Forschung sind Einzel- oder Gruppeninterviews, die anhand von Leitfäden oder narrativ ablaufen, aber auch Beobachtungen und die Aufarbeitung von visuellen Daten wie Videos oder Fotos. Das methodische Vorgehen ist bestimmt durch kleine Stichproben. Wird in der quantitativen Forschung der Forscher als Person möglichst aus der Forschung herauszuhalten versucht, um Abweichungen, die den Ursache-Wirkungsablauf beeinflussen könnten, zu vermeiden, so ist der Forscher in der qualitativen Forschung als Beteiligter aktiver Bestandteil der Forschungsergebnisse. Dabei können die Interpretation des Forschers durchaus auch seine persönlichen Eindrücke versehen enthalten. Die Auswertung erfolgt über interpretative Verfahren, in denen die gesammelten Inhalte verdichtet und strukturiert werden, wodurch Muster und Leitlinien verdeutlicht werden. Außerdem ermöglicht diese Veranschaulichung der Daten die Vergleichbarkeit innerhalb der Stichprobe, wodurch es auch zu verallgemeinernden Aussagen kommen kann. Qualitative Forschung zeichnet sich weiters durch die Verbindung verschiedener Methoden aus, die je nach Forschungsinteresse kombiniert und eingesetzt werden können. (Bortz & Döring, 2006, Kap. 5, Flick, 2000, Kap.1)

2.1.3 Stellenwert der qualitativen Forschung in der Sozialforschung

Innerhalb der qualitativen Forschung gibt es verschiedene Forschungsinteressen, die mit unterschiedlichen Methoden arbeiten, um dem jeweiligen Forschungsziel gerecht zu werden. Eine Teildisziplin der qualitativen Forschung ist die qualitative Sozialforschung. Die Grundgedanken qualitativer Sozialforschung finden sich in der sozialpädagogischen Biographieforschung wieder. Lamnek (2005) teilt diesem Forschungsbereich eine schwierige Forschungsposition zu: "Für die qualitative Sozialforschung ist der Mensch nicht nur ein Untersuchungsobjekt, sondern auch ein erkennendes Subjekt. Dieser Doppelrolle kann eine objektivistische Forschung nicht gerecht werden." (Lamnek, 2005, S. 39) Qualitative Sozialforschung möchte soziales Verhalten erforschen. Lamnek (2005) betont, dass hierbei darauf zu achten ist, sich den Zielvorstellungen qualitativer Sozialforschung und der Dynamik sozialer Prozesse bewusst zu sein.

"Das Ziel des Forschungsprozesses kann nicht die Herstellung einer Objektivität im naturwissenschaftlichen Sinne sein, da es hierzu eine Position außerhalb von Kultur, Geschichte und Gesellschaft bedürfte. Die Erforschung sozialen Handelns setzt die Kenntnis der Bedeutung der verwendeten (Sprach)Symbole voraus, die ganz wesentlich vom jeweiligen situativen Kontext abhängen." (Lamnek, 2005, S. 39)

Wie bereits erwähnt, erlebte in den vergangenen Jahren die qualitative Forschung speziell in den Sozialwissenschaften einen regelrechten Boom, sodass sich mittlerweile eine große Bandbreite an qualitativen Forschungsmethoden etabliert hat. Dabei stellen sich mehrere Fragen: Wie konnte der qualitativen Forschung – gerade auch in der Pädagogik - in relativ kurzer Zeit ein solcher Stellenwert zukommen? Was ermöglichen qualitative Methoden, was quantitative scheinbar nicht abzudecken vermögen?

Die quantitative Forschung ermöglicht aufgrund der großen Zufallsstichproben zwar allgemeingültige, objektive Ergebnisse und aufgrund der angewandten standardisierten Verfahren die Vergleichbarkeit dieser Ergebnisse, aber sie kann nicht immer auf individuelle Gegebenheiten eingehen und keine Aussagen für den Einzelfall treffen. Im Unterschied dazu ist es der qualitativen Forschung mit ihren kleinen Stichproben und offen konzipierten Forschungsmethoden, die eine Fülle von Ergebnissen zulassen, möglich, individuelle Muster zu ermitteln und ihre Bedeutung im Kontext der

persönlichen Lebensumstände darzustellen. (Flick et al., 2005) „Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten von innen heraus aus Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zu einem besseren Verständnis persönlicher Wirklichkeiten beitragen und Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale deutlich machen.“ (Flick et al., 2005, S.14) Flick, Kardoff und Steinke (2005) sehen den Vorteil der qualitativen gegenüber der quantitativen Forschung in der Offenheit und den dadurch ins Detail gehenden und differenzierten Auswertungs- und Interpretationsmöglichkeiten. Qualitative Forschung verschreibt sich nicht einem bestimmten Ergebnis und ist somit jeglichen Resultaten gegenüber aufgeschlossen und gerade deshalb in der sozialwissenschaftlichen Forschung ein immer wichtigerer Bestandteil. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass qualitative Forschung Erkenntnisse über Forschungsanliegen ermöglicht, die mit quantitativer Forschung nicht zu erreichen sind. (Flick et al., 2005, Kap. 1)

Dass die qualitative Forschung mit ihren kleinen Stichproben und der offenen Erwartungshaltung in den letzten Jahren dermaßen an Bedeutung gewonnen hat, ist vor allem damit zu erklären, dass unsere Gesellschaft mit ihrer immer stärker werdenden Individualisierung eine „Pluralisierung der Lebenswelten“ (Flick, 2000, S. 9) und ein Auflösen traditioneller Biographien mit sich bringt, deren Eigenschaften mit quantitativen Methoden allein nicht auszumachen sind. (Flick, 2000, Kap. 1)

2.1.4 Theorien im Kontext qualitativer Forschung

Nach Flick (2005) lässt sich die qualitative Forschung in drei theoretische Strömungen unterteilen: Zum ersten jene Strömung, die alltägliche Handlungen in den Vordergrund rückt. Sie fußt auf der Ethnomethodologie und dem Konstruktivismus. Eine weitere Strömung orientiert sich an strukturalistischen und psychoanalytischen Grundlagen, die sich mit unbewussten psychischen Mustern und Verläufen beschäftigen. Die dritte Richtung fußt auf dem symbolischen Interaktionismus und der Phänomenologie, die beide von persönlichen Sinnzuschreibungen der einzelnen Subjekte ausgehen. Neben den theoretischen Grundlagen sind auch Forschungs- und Auswertungsmethoden

mitunter verschieden. So wird in der ersten Strömung anhand von Gruppendiskussionen, Beobachtungen oder anhand von Artefaktanalyse nach alltäglichen Abläufen geforscht. Die zweite Strömung bedient sich neben der Betrachtung von Interaktionen auch der Medien und wird hauptsächlich in der Gender-, Familien- und Generationsforschung angewandt. Die dritte Strömung möchte subjektive Sichtweisen deutlich machen. Ihre Forschungsmethoden sind Leitfaden- oder narrative Interviews. Dokumentation und Auswertung können beispielsweise anhand qualitativer Inhaltsanalyse, narrativer Analysen oder hermeneutischer Vorgehensweisen durchgeführt werden. (Flick et al., 2005, Kap. 1. 3) Die vorliegende Arbeit verwendet für die Auswertung Verdichtungsprotokolle nach Langer (2000).

2.2 Zusammenfassung

Der moderne sozialwissenschaftliche Forschungszugang ist nicht auf der Suche nach allgemein gültigen Ergebnissen, sondern orientiert sich an der Erschließung persönlicher Lebenswelten. Diese Forschungsrichtung, die in den 1970er Jahren aus den USA gekommen ist, wird unter der Bezeichnung ‚qualitative Forschungsmethoden‘ zusammengefasst. In der Auffassung der qualitativen Methoden gibt es nicht eine Wirklichkeit, sondern nur individuelle Auffassungen davon. Qualitative Forschung ist gekennzeichnet durch Multiperspektivität und Reflexion über den Forschungsinhalt. Sie arbeitet mit kleinen Stichproben und offen konzipierten Forschungsmethoden. Eine Untersuchung kann anhand einer Kombination verschiedener qualitativer Methoden durchgeführt werden. Verdichtungen, die Strukturen und Muster verdeutlichen, dienen als Auswertungsmethode. Der qualitativen Forschung ist die qualitative Sozialforschung untergegliedert, deren Interesse in der Erklärung von (sozialem) Verhalten liegt. Durch den Wandel der Zeit und durch die Auflösung von traditionellen Biographien verspricht sich die qualitative Forschung gegenüber der quantitativen Forschung Vorteile, da mit qualitativen Methoden individuelle Ergebnisse herausgearbeitet werden können. Eine Strömung qualitativer Forschung umfasst Theorien, die dem interpretativen Paradigma unterstellt sind. Diese Theorien gehen davon aus, dass das Individuum jedem Ding eine bestimmte Bedeutung zuschreibt. Bedeutungszuschreibungen werden durch Interaktion mit anderen Subjekten und durch persönliche Reflexion immer wieder neu definiert.

Forschungsmethoden dieser Theorie sind Leitfaden- oder narrative Interviews. Die Auswertung erfolgt beispielsweise über qualitative Inhaltsanalysen oder, wie für diese Arbeit relevant, anhand von Verdichtungsprotokollen. (Langer, 2000)

3 WISSENSCHAFTSTHEORETISCHE VERORTUNG DER BIOGRAPHIEFORSCHUNG – GRUNDLEGENDE POSITIONEN

Die folgenden Kapitel befassen sich mit der wissenschaftstheoretischen Verortung von Biographieforschung. Wie bereits in Kapitel 2 erwähnt, ist die Biographieforschung eine qualitative Methode. Innerhalb der qualitativen Forschung gibt es verschiedene theoretische Strömungen. Biographieforschung lässt sich in die Denkrichtungen des symbolischen Interaktionismus und der Phänomenologie einordnen. Es handelt sich dabei um Denkrichtungen des interpretativen Paradigmas, das sozialwissenschaftliche Theorien zusammenfasst, die davon ausgehen, dass Sinnzuschreibungen im Rahmen von Interaktion entwickelt werden.

3.1 Das interpretative Paradigma

„Ein Paradigma bezeichnet nach Kuhn (1977) das allgemein akzeptierte Vorgehen (Modus operandi) einer wissenschaftlichen Disziplin einschließlich eines gemeinsamen Verständnisses von ‚Wissenschaftlichkeit‘.“ (Bortz & Döring, 2006, S. 15)

Das interpretative Paradigma fasst verschiedene sozialwissenschaftliche Theorien zusammen, die die Interaktionen zwischen Subjekten als Deutungsprozesse verstehen. Phänomenologie und symbolischer Interaktionismus, wie in den folgenden Kapiteln beschrieben wird, sind für diese Arbeit relevante Theorien des interpretativen Paradigmas. Das interpretative Paradigma lässt sich durch die Determinante ‚individuelle Sinnzuschreibung‘ vom normativen Paradigma abgrenzen, welches eine objektive Realität voraussetzt. Das interpretative Paradigma bezeichnet man als "eine grundlagentheoretische Position [...], die davon ausgeht, daß [sic!] alle Interaktion ein interaktiver Prozess ist, in dem die Handelnden sich auf einander beziehen durch sinngebende Deutungen dessen, was der andere tut oder tun könnte“. (Matthes, 1976, S.

201) Wirklichkeit ist unter dem Blickwinkel des interpretativen Paradigmas das individuelle Ergebnis sozialer Interaktions- und persönlicher Interpretationsprozesse. Für einen theoretischen Grundgedanken bedeutet das also, dass, da im Sinne des interpretativen Paradigmas subjektive Sinnzuschreibungen individuelle Wirklichkeiten erschaffen, "auch die Theoriebildung über diesen Gegenstandsbereich als interpretativer Prozess, d. h. als rekonstruktive Leistung angelegt sein" (Lamnek, 2005, S. 35) muss. Auf diesem theoretischen Grundsatz fußen die Methoden der qualitativen Sozialforschung. Unter den Strömungen innerhalb des interpretativen Paradigmas sind besonders der symbolische Interaktionismus und die Phänomenologie maßgebliche Grundlagen biographischer Forschung. (Wilson, 1973; Lamnek, 2005, Kap. 3)

3.2 Phänomenologie

Ende des 19. Jahrhunderts begründete Brentano die psychologische Phänomenologie, die er „Wissenschaft von den psychischen Erscheinungen“ (Brentano 1874, zitiert nach Bortz & Döring, 2006, S. 303) nannte. Weiterentwickelt wurde sie in den 1950er Jahren von seinem Schüler Husserl. Für Husserl ist die Phänomenologie Grundlage jeder Wissenschaft. Nach Husserl beschäftigten sich vor allem Schütz und Luckmann mit der Phänomenologie und brachten sie verstärkt in die Sozialwissenschaften ein. Phänomenologie ist die wissenschaftstheoretische Grundlage qualitativer Forschung. (Bortz & Döring, 2006)

Unter Phänomenologie versteht man zunächst und oberflächlich die Lehre von den Erscheinungen [...]. Man verzichtet in dieser (vorläufigen) Form von Phänomenologie bewusst auf jegliche Aussagen über Sein und Wesen der Erscheinung. Angewandt auf die Sozialwissenschaften läuft dies auf das Bemühen hinaus, die soziale Wirklichkeit möglichst vorurteilsfrei zu erfassen.“(Lamnek, 2005, S. 48)

Die Phänomenologie „geht von der Intersubjektivität der alltäglichen Erfahrungen aus“. (Matthes, 1976, S. 206) Immer wieder neu stellt sich das Subjekt durch Interaktion auf andere Subjekte ein. (Matthes, 1976, Anhang I)

„Die Interaktion folgt in Typisierungen, die wir - wiederum interaktiv - erworben und im Handeln fortentwickelt haben; jede Kultur und jede Subkultur

verfügt über einen Bestand an umgangssprachlich tradiertem und umlaufendem <Wissen>, an dem die Zugehörigen dieser Kultur (oder Subkultur) – und freilich in biographisch bedingter unterschiedlicher Verteilung – teilhaben.“ (Matthes, 1976, S. 206)

Die Vertreter der Phänomenologie gehen davon aus, dass das Individuum jede Person, mit der es in Kontakt kommt, schematisch ordnet. Diese Ordnung hilft der Orientierung und der Einschätzung des Gegenübers. Das Individuum nimmt ein potentielles Verhalten des Interaktionspartners an. (Bortz & Döring, 2006; Marotzki, 2006, Husserl, 2005; Lamnek, 2005, Kap. 4; Kim, 1999, Kap. 3;)

Heute bildet die Lebensweltphänomenologie Luckmanns, die dieser von Schütz übernommen und überarbeitet hat, den Ausgangspunkt der modernen Phänomenologie. „Zentrales Thema der Mundanphänomenologie [Lebensweltphänomenologie, F. R.] ist die Rekonstruktion der formalen Strukturen der Lebenswelt.“ (Flick et al., 2005, S. 110)

Die Phänomenologie beschäftigt sich also mit der Beschaffenheit von Lebenswelten. Jedes Subjekt lebt in seiner eigenen individuellen Lebenswelt, trotzdem sind Lebenswelten auch intersubjektiv beeinflusst. Es stimmt in einem Kulturkreis also ein großer Anteil von Bedeutungszuschreibungen der einzelnen Individuen überein, andernfalls wäre Leben in der Gemeinschaft nicht möglich. Die sich durch die Interaktion überschneidenden Lebenswelten werden also immer wieder neu abgeglichen und bedingen sich gegenseitig. Das bedeutet, dass zwar jeder Mensch in seiner eigenen Lebenswelt mit persönlichen Sinnzuschreibungen lebt, diese sind aber trotzdem mit den Lebenswelten der Mitmenschen weitgehend kongruent, denn sie „greifen bei Ihrer Orientierung in ihrer Welt typischerweise auf soziohistorisch <gültige> Deutungsschemata und Handlungskonzepte zurück.“ (Flick et al., 2005, S. 116) Eine Lebenswelt bietet Raum für „kleine soziale Lebenswelten“ (Flick et al., 2005, S. 116), die Teilaspekte der Lebenswelt abdecken. Sie betreffen spezifische Lebensbereiche. Erst in den kleinen sozialen Lebenswelten werden unterschiedliche Konnotationen von Subjekten sichtbar. Die Individualität und Vielschichtigkeit industrialisierter Gesellschaften sind das Ergebnis kleiner sozialer Lebenswelten. Diese Entwicklung - also die Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Normen - hängt auch mit dem Fortschritt der Wissenschaften, der damit einhergehenden Professionalisierung der Ausbildungen und der Nachfrage nach Experten in der Arbeitswelt zusammen. Allgemeingültiges

Wissen, Werte und Normen gehen dabei weitgehend verloren. Spezialisierungen werden in kleinen sozialen Lebenswelten behandelt und entfernen sich so vom gesellschaftlichen Allgemeingut. (Flick et al., 2005, Kap. 3.1)

Phänomenologie beschäftigt sich mit den Erfahrungen von Subjekten. Auch aus der forschenden Perspektive wird von den eigenen Erfahrungen ausgegangen, sie sind unabdingbare Grundlage, denn auch der Forscher kann letztendlich nur auf seine eigenen Erfahrungen zurückgreifen. Verstehen ist eigentlich Auslegung im Kontext der eigenen Biographie und der gegenwärtigen Situation. Von diesem Blickwinkel aus kann es kein vollständiges Fremdverstehen geben. (Flick et al., 2005, Kap. 3.1)

In der Phänomenologie gilt es Phänomene so zu erfassen, wie sie sind und nicht wie sie uns auf Grund von Erfahrung erscheinen. Im Sinne der Phänomenologie muss sich der Wissenschaftler von jeglichen Annahmen und Vorstellungen befreien, um objektiv auf die Forschung zugehen zu können. (Bortz & Döhring, 2006) Die Methode der Phänomenologie ist das Reduzieren aller Aspekte, die vom Eigentlichen ablenken könnten. Grundvoraussetzung, um das eigentliche Wesen von Phänomenen auszumachen, ist also die Befreiung von Vorwissen und Vorannahmen.

Die Reduktion in der Phänomenologie läuft in drei Schritten ab. Der erste Schritt wird Epoché genannt. Er befindet sich auf einer vorwissenschaftlichen Ebene und dient der Befreiung von Alltagswissen und -meinung. Diese Befreiung ermöglicht einen unbefangenen Blick auf Gegebenheiten. „Diese primäre a-theoretische Grundlage ermöglicht eine unbefangene, vorurteilsfreie und natürliche Einstellung, dank derer wir im Rahmen der Lebenswelt alles, was wir erleben und dem wir begegnen, naiv hinnehmen.“ (Lamnek, 2005, S. 50) Die Epoché lässt also das Erkennen eines Phänomens in seiner ursprünglichen Erscheinung zu. Die phänomenologische Reduktion ist der zweite Schritt. Die Aufgabe des Forschers hierbei ist es, den eigenen Zugang auf das Forschungsobjekt zu reflektieren. Phänomenologische Reduktion ist erreicht, wenn der Forscher Abstand zu seinen eigenen Ansichten und Gedanken gewonnen hat und Beobachter seiner selbst geworden ist. Schließlich wird im Zuge der Eidetischen Reduktion das Wesen des zu Erforschenden festgelegt und somit eingeschränkt. Das erfolgt anhand der Betrachtung des Phänomens aus verschiedenen

Perspektiven (z.B. unter historischem Blickwinkel, kulturellem Blickwinkel, unter Berücksichtigung von Tradition, unter der Betrachtung des Zustandes etc.), wodurch das Unveränderliche herausgefiltert wird. Dadurch erst wird der eigentliche Charakter des untersuchten Objektes sichtbar. (Lamnek, 2005)

3.3 Symbolischer Interaktionismus

Eine Denkrichtung des interpretativen Paradigmas ist der symbolische Interaktionismus. Der symbolische Interaktionismus hat seinen Ursprung im amerikanischen Pragmatismus und spielt in der qualitativen Forschung eine zentrale Rolle. (Flick, 2000, Kap. 2) Die Hauptvertreter dieser Strömung sind Dewey, Mead, Park, Blumer und Hughes. (Kim, 1999, Kap. 3).

Blumer (2007) legt drei methodologische Prämissen vor, auf denen der symbolische Interaktionismus basiert:

1. „Die erste Prämisse besagt, dass Menschen „Dingen“ gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen.“ (Blumer, 2007, S. 25) Dinge sind für Blumer (2007) unter anderem Lebewesen, Gegenstände, Aktionen und Reaktionen von Mitmenschen dem Individuum gegenüber, Kategorien und Institutionen. Also erzeugt jeder Umstand, auf den das Individuum trifft, bei ihm Eindrücke mit Bedeutungszuschreibung, auf die entsprechend der Bedeutung reagiert wird.
2. Dem zweiten Grundsatz zufolge ergibt sich eine Bedeutung aus der sozialen Interaktion mit den Mitmenschen. Bedeutungen sind nicht naturgegeben, sondern entstehen immer durch Interaktion. Für den symbolischen Interaktionismus stehen aber weniger die Bedeutungen im Vordergrund. Er konzentriert sich mehr auf den Prozess, der Bedeutungen entstehen lässt.
3. Das Individuum bewertet Dinge im Zuge eines Interpretationsprozesses, der bei der Begegnung mit Dingen angewandt wird, immer wieder neu.

(Flick, 2000, Kap. 2; Kim, 1999; Lamnek, 2005, Kap. 4)

Der symbolische Interaktionismus ist demnach durch seine Auffassung davon gekennzeichnet, wie Sinnzuschreibungen und soziales Verhalten entstehen. Empirische Grundlage ist dabei der „subjektive Sinn, den Individuen mit ihren Handlungen und ihrer Umgebung verbinden.“ (Flick, 2000, S. 29). In der Tradition des symbolischen Interaktionismus geschieht dies durch Interaktion und reziproke Prozesse, die jedem Ding eine bestimmte Bedeutung zuweisen. Das Individuum ist aus der Sicht des symbolischen Interaktionismus untrennbar mit seiner Umwelt verbunden. Interaktion ist dabei maßgeblich für Sinnzuschreibungen - „Interaktion als Begriff, der den symbolvermittelnden Charakter sozialen Handelns akzentuiert.“ (Flick, 2000, S. 29) Die Idee ist, dass Individuum und Gesellschaft einander bedingen. So sind die Handlungen eines Subjekts auch immer gekennzeichnet durch die Interaktion mit seiner Umwelt und nicht bloß das Resultat von ursprünglichen Trieben. Durch die Interaktion und die ständige individuelle Reflexion werden bestimmten Dingen immer wieder neue Bedeutungen zugeschrieben. Jedes Subjekt hat individuelle Empfindungen für die jeweiligen Semantiken. Trotzdem teilen Subjekte einer Gesellschaft bei allen feinen individuellen Bedeutungsunterschieden doch ein gewisses Grundverständnis einzelner Symbole. Der symbolische Interaktionismus geht davon aus, dass diese Symbole grundlegende Bestandteile sozialer Interaktion sind. In der wissenschaftlichen Forschung und Auseinandersetzung gilt es, diese Symbole mit ihren Aufgaben und Sinnzuschreibungen ausfindig zu machen. Das Ausfindigmachen sprachlicher Symbolik hat im symbolischen Interaktionismus einen besonders hohen Stellenwert. (Flick, 2006) Lamnek (2005) beschreibt symbolische Interaktion als "ein wechselseitiges, auf einander bezogenes Verhalten von Personen und Gruppen unter Verwendung gemeinsamer Symbole, wobei die Ausrichtung an den Erwartungen der Handlungspartner aneinander erfolgt." (Lamnek, 2005, S. 38)

Kim (1999) schreibt dazu:

Grundelement des interaktionistischen Menschenbildes ist die Idee, daß das Individuum und die Gesellschaft untrennbare Einheiten sind. Während es möglich sein kann, zwei Einheiten analytisch von einander zu trennen, ist die zugrunde liegende Annahme, daß für ein vollständiges Verständnis jedes einzelnen ein vollständiges Verständnis des anderen erforderlich ist. Mit dieser Annahme ist die Überzeugung verbunden, daß die Untrennbarkeit von

Individuum und Gesellschaft in bezug auf eine gegenseitig von einander abhängige Beziehung, als kein einseitiges, deterministisches Eins definiert ist. Die Gesellschaft soll demzufolge in bezug zu den Individuen verstanden werden, die sie ausmachen, und Individuen sollen in bezug zu der Gesellschaft verstanden werden, deren Mitglieder sie sind. (S. 98)

Kern der Forschung sind die verschiedenen Methoden, wie Subjekte, Situationen, Gegenstände u.s.w. Bedeutungen erhalten. Es wird gefragt, wie es dazu kommt, dass einem Ding diese oder jene Bedeutung zukommt. Im Folgenden soll durch die Rekonstruktion jener Bedeutungsaufloadungen der Einblick in Lebenswelten ermöglicht werden. (Flick, 2000, S. 29-32) Flick (2000) zieht hier eine Verbindung zum Thomas-Theorem: „Wenn die Menschen Situationen als real definieren, so sind auch ihre Folgen real“ (Esser, 1995, S. 77) Daraus ergibt sich als logische Folge für den symbolischen Interaktionismus, dass, sobald eine Situation von einem Individuum als wahr empfunden wird, auch deren Konsequenzen wahr sind. Demnach muss der Forscher die Welt unter dem Blickwinkel der Subjekte sehen, die er erforscht. (Flick, 2000, S. 29-32; Kim, 2005, S. 97-100)

Wird also nach subjektiven Wertzuschreibungen geforscht, muss man eines offenen, breiten Methodenspektrums bedienen, um, angepasst an die jeweilige Situation, subjektiven Sinnzuschreibungen auf den Grund gehen zu können. Lamnek (2005) unterstreicht, dass im Sinne des symbolischen Interaktionismus das Forschen ein wechselseitiges Überprüfen von wissenschaftlichen Fakten und Theorien und nicht-theoretisch fundiertem Alltagsverständnis ist. Das Zusammenspiel dieser beiden Komponenten ermöglicht einerseits, nicht in einen theoretischen Diskurs ohne Praxisbezug abzugleiten. Andererseits würde eine Auseinandersetzung ohne wissenschaftlich theoretische Fundierung zu einer beliebigen Darstellung des untersuchten Gegenstandes führen. Anhand von Exploration und Inspektion ergibt sich aus der explizit offenen Forschungshaltung Schritt für Schritt eine Aufarbeitung des Forschungsgegenstandes.

Exploration

Unter Exploration versteht man flexibles und reflexives Forschungsvorgehen anhand eines ständigen Hinterfragens der Methodenwahl und ihrer Ergebnisse. Wichtig ist die methodische Angepasstheit an das Forschungsinteresse sowie die regelmäßige

Reflexion darüber. Exploration dient demnach dem Ausfindigmachen des zu erforschenden Kerns mit der logischen Folge der ständigen Aktualisierung der Forschungsmethode. Dadurch wird deutlich, dass sich die Forschung in der symbolisch interaktionistischen Disziplin eine offene Methodenwahl zu Nutze macht, um uneingeschränkt und ohne Vorbehalt selbstreflexiv zu Ergebnissen zu gelangen. Die schwierige Ausgangssituation, in ständiger Reflexion sowohl wissenschaftlich als auch nichtwissenschaftlich zu denken und vorzugehen, ist für den Forscher eine große Herausforderung.

Gefragt ist also ein „vorurteilfreies und sensibles Sich- Einlassen sowie die Bereitschaft, eigene Konzeptionen zu überprüfen und ggf. abzuändern.... Entscheidend ist seine [die des Forschers, F. R.] Fähigkeit, sich in die Rolle seiner jeweiligen Interaktionspartner zu versetzen, ohne dabei die kritische Distanz ganz zu verlieren. (Lamnek, 2005, S. 39)

In der theoretischen Auseinandersetzung warnt Grüner (1974) davor, dass ein zu intensives Sicheinlassen auf Interaktionspartner den wissenschaftlichen Blick trüben kann, da Anschauungen der Bezugspartner übernommen werden können. Girtler (1988) wiederum betont die große Bedeutung, eine gewisse Nähe zum erforschenden Gegenüber aufrecht zu erhalten, um zu befriedigenden Ergebnissen zu gelangen - unter der Voraussetzung, befreit von Vorannahmen zu sein. Erfolgreiche Forschung hängt also davon ab, inwieweit auf die zu Untersuchenden eingegangen werden kann, ohne die erforderliche Distanz der Wissenschaft aus den Augen zu verlieren. ((Siehe dazu auch die Kapitel 6.1.2 Nähe und Distanz zum Forschungsfeld sowie 6.3 Vorannahmen).

Inspektion

Mit Inspektion wird die Analyse der Forschung des symbolischen Interaktionismus bezeichnet. Ziel ist es, aus verschiedenen Blickwinkeln Zusammenhänge zu finden und die Forschung theoretisch zu positionieren. (Lamnek, 2005, Kap. 3)

Der Symbolische Interaktionismus fragt nicht nur nach dem Warum, sondern vor allem nach dem Wie und nach dem Wozu, wodurch er sich von anderen sozialwissenschaftlichen Theorien unterscheidet. Er konzentriert sich weniger auf die Ursachen. Lamnek (2005) betont das Interesse an der aktuellen Situation und den

Schwerpunkt der Interaktion: „Bei dieser Methode interessieren die Strukturen im Hier und Jetzt und weniger die Ursachen, sodass kommunikations- und informationstheoretische Ansätze stärker gewichtet werden und – methodisch gesehen – eher Relationen anstatt einzelner Variablen untersucht werden.“ (Lamnek, 2005, S. 41) Dadurch ergibt sich eine Forschungsmethode, die es ermöglicht, das subjektive Empfinden bzw. die persönliche Wertzuschreibung von Individuen herauszuarbeiten. Es wird also nicht von einer allgemeingültigen Wirklichkeit ausgegangen, sondern es gilt, die Sinnzuschreibung, wie sie für eine bestimmte Person existiert, zu erfassen. (Lamnek, 2005, Kap. 4)

3.4 Phänomenologie und symbolischer Interaktionismus im Kontext von Biographieforschung

Symbolischer Interaktionismus und Phänomenologie gehen von sozialen Welten aus, die kulturell bedingt sind und individuell gedeutet werden. Es bietet sich an, anhand von Lebensgeschichten Sinnzuschreibungen, die das tägliche Leben der Subjekte determinieren, zu untersuchen. (Fuchs- Heinritz, 2005, S. 186-194)

Die Lebensgeschichte gilt als ausgezeichnetes Material für eine Untersuchung der fundierenden Deutungsmuster, mit denen die einzelnen Menschen sich und die soziale Welt wahrnehmen, gedanklich und kommunikativ organisieren, und für eine Untersuchung der Prozesse, in denen die Menschen und Gruppen miteinander und gegeneinander diese Interpretation und Konstruktion zustande bringen. (Fuchs- Heinritz, 2005, S. 192)

In Sinne beider Theorien, symbolischer Interaktionismus und Phänomenologie, ist Wahrheit die individuelle Auffassung von Dingen. Das heißt, dass es keine allgemeine Wahrheit gibt, sondern nur individuelle Sinnzuschreibungen. Das ist es auch, womit sich Biographieforschung beschäftigt. Basierend auf dem Grundsatz der subjektiven Bedeutungszuschreibung sucht sie nicht nach objektiver Wahrheit, sondern nach persönlichen Wahrheiten.

Phänomenologie und symbolischer Interaktionismus sehen das Individuum eng verbunden mit der Gesellschaft. Der symbolische Interaktionismus geht davon aus, dass persönliche Sinnzuschreibungen von Interaktion beeinflusst sind. (Flick et al., 2005,

Kap. 3.1) Für die Phänomenologie gibt es in jeder Gesellschaft alltägliches Wissen, das den Mitgliedern der Gesellschaft die Teilhabe daran ermöglicht. (Matthes, 1976, Anhang I) Der Zugang, dass Individuum und Gesellschaft einander bedingen und damit grundsätzlich miteinander verbunden sind, findet sich auch in der Biographieforschung. Darüber hinaus wird in der Biographieforschung nicht nach einer allgemeingültigen Wahrheit gesucht, sondern nach subjektivem Realitätsempfinden. (Marotzki, 2005) Sowohl Phänomenologie als auch symbolischer Interaktionismus basieren auf der Annahme, dass es keine allgemeine Wahrheit gibt, sondern ausschließlich persönliche Wahrheiten. (Matthes, 1976, Anhang I; Lamnek, 2005, Kap. 4) Es besteht „eine zentrale methodologische Annahme [...] darin [in der Biographieforschung, F. R.], gesellschaftliche Tatsachen über die Sinn- und Bedeutungszuschreibung der Handelnden zu erschließen.“ (Marotzki, 2005, S. 176)

Im Bezug auf die Biographieforschung verweist Marotzki (2005) auf zwei Ablaufmuster, die Biographien determinieren: „Prozesse der Bedeutungs- und Sinnherstellung und Prozesse der Erzeugung von Selbst- und Weltbildern.“ (Marotzki, 2005, S. 177) Im Prozess der Deutungs- und Sinnherstellung werden bestimmte Situationen, abhängig von ihrer Bedeutung, sinnvoll miteinander verbunden. Das bedeutet, dass Blumers (2007) erste Prämissen des symbolischen Interaktionismus, die „besagt, dass Menschen ‚Dingen‘ gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen“ (Blumer, 2007, S. 25), auch auf Biographieverläufe zutrifft, denn auch Erinnerungen werden anhand von Bedeutungen gespeichert und abgerufen.

Griese (2008) sieht Schützes Biographieforschung einerseits in einem Naheverhältnis zum symbolischen Interaktionismus: sie untermauert das anhand von Termini, die Schütze in seinen Texten verwendet, wie z.B. Interaktionspartner oder Erwartungshaltung. Andererseits sieht sie einen entscheidenden Unterschied, da im Konzept Schützes „nicht nur soziale Identität und Rolle [...] zur Disposition stehen sollen, sondern ebenso die kognitiven Prozesse, die die Herausbildung einer je spezifischen Identität im Zeitverlauf begleiten.“ (Griese, 2008, S. 131) Dadurch sei die Möglichkeit gegeben den Blickwinkel „von allgemein soziologischen hin zu

identitätstheoretischen Betrachtungen im engeren Sinne“ zu verlagern. (Griese, 2008, S. 131) Griese betont, dass Schütze dem symbolischen Interaktionismus vorwirft, das Allgemeine im Vergleich zum Individuellen in den Vordergrund zu stellen. Für Schütze stelle neben sozialem Agieren auch Kognition eine wichtige Voraussetzung für Identitätsbildung dar.

(Griese, 2008, S. 129-158)

Jakob (1997) streicht den phänomenologischen Zugang der Biographieforschung hervor: „Das ‚autobiographisch- narrative Interview‘ (SCHÜTZE 1983) eignet sich in besonderer Weise zur Analyse sozialer Phänomene in ihrer Prozesshaftigkeit.“ (Jakob, 1997, S. 446) Denn mit einem phänomenologischen Forschungszugang befreit sich der Forscher Schritt für Schritt von persönlichen Sichtweisen und kann so ein bestimmtes Phänomen, wie es wirklich ist, beschreiben. Es ist also nicht Anliegen der Phänomenologie eine allgemein gültige Wahrheit in Sinne von Objektivität zu finden, sondern ein Phänomen ohne die persönliche Sinnzuschreibung des Forschers so zu sehen, wie es ist. Phänomene können also „objektive Formen oder [...] subjektive Strukturen, etwa Erlebnisweisen, Einstellungen“ (Diemer 1959, S. 243) sein.

Phänomenologie und symbolischer Interaktionismus nehmen auch handlungsweisende Positionen ein: Die Phänomenologie beschreibt, wie durch eine dreistufige Reduktion die persönlichen Sinnzuschreibungen bzw. Vorannahmen abgebaut werden, um an den persönlichen Bedeutungsinhalt einer bestimmte Sache ausfindig zu machen und eben nicht den Inhalt, den der Forscher in der Sache des Erforschten sieht. Der symbolische Interaktionismus sieht Exploration in Form von Offenheit und Reflexion sowie Inspektion - die Beleuchtung der Forschung aus verschiedenen Blickwinkeln - als geeignetes Forschungsvorgehen. (Lamnek, 2005, Kap. 4, Blumer, 2007, S. 24-42)

3.5 Zusammenfassung

Die Biographieforschung fuß auf Theorien, die im interpretativen Paradigma zusammengefasst sind. Diese Theorien verstehen Interaktion zwischen Subjekten als Deutungsprozesse. (Lamnek, 2005, Kap. 3) Für die vorliegende Arbeit relevante

Theorien sind der symbolische Interaktionismus und die Phänomenologie. Die Phänomenologie „geht von der Intersubjektivität der alltäglichen Erfahrungen aus“. (Matthes, 1976, S.206) Jedes Subjekt lebt in seiner eigenen Lebenswelt mit persönlichen Wertzuschreibungen. Die Phänomenologie setzt sich mit diesen Lebenswelten auseinander. Obwohl jedes Individuum über eine eigene Lebenswelt verfügt, gibt es innerhalb einer Kultur einen großen Grad an Übereinstimmung der einzelnen Lebenswelten, da sie im Kontext der Gesellschaft aufgebaut werden. (Flick et al., 2005, Kap. 3.1) Methodisches Ziel phänomenologischer Forschung ist es, dass der Forscher sich in drei Schritten von jeglichen Vorannahmen befreit, um offen auf das Forschungsobjekt zugehen zu können. Dies soll die Chance erhöhen, das herauszufinden, was wirklich ist, und nicht das, was der Forscher als wirklich erkennt. (Lamnek, 2005, Kap. 4) Der symbolische Interaktionismus geht davon aus, dass das Individuum jedem Ding Bedeutungen zuschreibt. Diese Bedeutungen werden durch Interaktion und durch individuelle Reflexion immer wieder revidiert und verändert. Ziel der wissenschaftlichen Forschung ist es einerseits, diese Sinnzuschreibungen zu finden und zu bestimmen, und andererseits, herauszufinden, wie Sinnzuschreibungen vor sich gehen. (Flick et al., 2005, Kap. 3.6) Der symbolische Interaktionismus geht methodisch anhand Exploration und Inspektion vor. (Lamnek, 2005, Kap. 4) Sowohl symbolischer Interaktionismus als auch Phänomenologie liegen der Biographieforschung zu Grunde. Alle drei gehen davon aus, dass es keine allgemeine Wahrheit gibt, sondern ausschließlich persönliche Wahrheiten. Ihnen ist der qualitative Forschungsgrundsatz gemein, nicht allgemein gültige Ergebnisse zu liefern, sondern persönliche Sinnzuschreibungen zu erforschen und darzustellen. (Lamnek, 2005, Kap. 4; Flick et al., 2005, Kap. 3.1, Kap. 3.6)

4 BIOGRAPHIEFORSCHUNG

Im Anschluss an die theoretische Positionierung der Biographieforschung wird im folgenden Kapitel zuerst auf die Genese der Biographieforschung mit ihren wichtigsten Vertretern eingegangen. Das Forschungsinteresse wird aufgezeigt sowie der Frage nach dem Gehalt der Forschungsergebnisse nachgegangen. Danach erfolgt die Auseinandersetzung mit Biographieforschung in der Pädagogik, ihrer Präsenz in

verschiedenen pädagogischen Forschungsfeldern, wobei der Schwerpunkt auf die sozialpädagogische Biographieforschung gelegt wird.

4.1 Grundgedanken der Biographieforschung

Biographieforschung befindet sich heute, nach Jahrzehnten der Auseinandersetzung mit theoretischen Entwürfen und Forschungszugängen, vorwiegend im Feld. Derzeit ist sie also geprägt von empirischer Forschung. (Krüger, 1997; Flick et al., 2005; Marotzki, 2005, 2006) Marotzki (2005) ortet in seinem Überblick über Biographieforschung die Anfänge der modernen Biographieforschung in den 1980er Jahren. Er nennt verschiedene Theoriemodelle, auf denen die Biographieforschung fußt. Neben der Ethnomethodologie und der Konversationsanalyse weist er auf die Nähe zum symbolischen Interaktionismus hin, denn „eine zentrale methodologische Annahme besteht darin, gesellschaftliche Tatsachen über die Sinn- und Bedeutungszuschreibung der Handelnden zu erschließen.“ (S. 176) Biographie sei zwar auch immer das Ergebnis interaktionistischer Handlungen bzw. das Ergebnis des Standpunktes des Einzelnen in seiner Umwelt. Trotzdem werde, so der Autor, der eigene Wille des Individuums nicht unterschätzt, ihm kommt in der Biographieforschung also auch eine große Bedeutung zu.

Typisches Merkmal unserer Gesellschaft heute sind die Willkür von Biographien sowie die Möglichkeit und die Freiheit, das eigene Leben individuell zu gestalten, wodurch Lebensläufe immer komplexer und unterschiedlicher werden. Klassische Standardbiographien haben somit ausgedient. Die Stärke der Biographieforschung liegt im Aussagepotential über das einzelne Subjekt mit seinem individuellen Lebensverlauf. Spezielles Forschungsinteresse gilt, wie bereits in Kapitel 3.2 Phänomenologie und 3.3 symbolischer Interaktionismus erwähnt, jenen zwei Komponenten, die für den Aufbau von Biographien verantwortlich sind: „Prozesse der Bedeutungs- und Sinnherstellung und Prozesse der Erzeugung von Selbst- und Weltbildern.“ (Marotzki, 2005, S. 177) Marotzki (2005) erklärt Prozesse der Deutungs- und Sinnherstellung als Abläufe, in denen Erlebnisse, je nach Bedeutung mit einander verbunden werden. Eine bestimmte Bedeutung erlangt ein Erlebnis durch die jeweilige Situation, in der sich das Individuum befindet.

Hier wird die Nähe zum symbolischen Interaktionismus deutlich. - Nämlich in der Annahme, dass ein Ding anhand der Bedeutung, die dieses Ding für ein Individuum hat, bewertet und eingeordnet wird. Abhängig von der Bedeutung des Dings handelt das Individuum. Es erinnert also auch anhand von Bedeutungen. Darüber hinaus spannt sich der Bogen vom symbolischen Interaktionismus über die Biographieforschung bis hin zur Erinnerungsforschung, deren grundlegende Annahme darauf basiert, dass Erinnerungen abhängig vom Zeitpunkt, vom Thema und der Wichtigkeit gespeichert werden. Erinnerungen sind demnach auch Dinge, denen eine bestimmte Bedeutung zugeschrieben wird. Da die Biographie die persönliche Geschichte jedes Einzelnen ist, die sich in unserer Gesellschaft immer komplexer entwickeln kann, ist eine Verallgemeinerung begrenzt möglich und somit auch kein dezidiertes Ziel der Biographieforschung. Marotzki (2005) verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass der Einfluss der Umwelt auf das Individuum beträchtlich ist. Allerdings betont er, dass das Subjekt als eigene Persönlichkeit im Prozess der Bedeutungszuschreibung nicht unterschätzt werden darf.

Die Perspektive der individuellen Sinn- und Bedeutungserzeugung führt direkt zu dem Ansatz moderner Biographieforschung. Ein Verstehensansatz, der sich ausschließlich der Sphäre der sozialen Interaktion verpflichtet weiß, greift zu kurz. Die Subjektivitätsproblematik kann nicht durch die Intersubjektivitätsproblematik ersetzt werden. Das bedeutet keinesfalls, dass Intersubjektivität ausgeschlossen werden soll; es heißt viel mehr, dass Intersubjektivität eine notwendige, aber keine hinreichende Verstehensbedingung von Individualität darstellt. Dabei interessiert nicht nur die Frage nach den intersubjektiven Bedingungen von Subjektivität, sondern auch die nach den subjektiven Bedingungen von Intersubjektivität. Die konsequente Perspektive des Individuellen führt zur Kategorie der Biographie. (Marotzki, 2005, S. 180)

Um ein Individuum zu verstehen, bedarf es mehr als das Erforschen seiner Umwelt. Die Biographieforschung ermöglicht also den Zugang zum Individuum und seine Einbettung in dessen Umwelt, die die Verdichtung und Verdeutlichung individueller Bedeutungszuschreibungen möglich macht.

Marotzki befasst sich darüber hinaus mit Prozessen „der Selbst- und Welterzeugung“. Er sieht sie als einen Vorgang, „in dem der Mensch die Welt sinnhaft auslegt“

(Marotzki, 2005, S. 182) Marotzki bezieht sich hier auf die Lebenswelten Husserls, der diesen Terminus erstmals in den 1920er Jahren in die Forschungsdiskussion einbringt. Menschliches Dasein ist zu komplex, als dass es sich auf eine einzige Lebenswelt beschränken ließe. Menschen befinden sich folglich nicht nur in einer Lebenswelt, sondern in mehreren, die sie je nach Situation betreten oder verlassen können. Ausgangspunkt für das Eintreten in andere Lebenswelten ist immer die Alltagswelt, die in der Regel einen Rückzugsort darstellt, der Geborgenheit vermittelt. Der Wechsel in eine andere Welt läuft dann unproblematisch ab, wenn die Möglichkeit auf eine Rückkehr in die Alltagswelt gegeben ist. (Orth, 1999; Schneider, 2002; Schütz & Luckmann, 2003; Marotzki, 2005)

Der Zusammenhang zur Biographie besteht in der Infragestellung des bisherigen Lebens, wenn die Alltagswelt nicht unmittelbar erreichbar ist. Dann wird das Leben resümiert und kann neu geordnet werden. Das Austreten aus der Alltagswelt kann also zu strukturellen Veränderungen führen. Schulze (2006) beschreibt, dass besonders Unerwartetes, Brüche oder Widersprüchlichkeiten prägend und damit auch einprägsam sind.

Sie [die Erlebnisse, Brüche einer Biographie, F. R.] geben Anstöße zur Selbsterfahrung und zur biographischen Wandlung [...]. Doch Erlebnisse an sich als aktuelle Bewusstseinszustände und Gefühlsbewegungen sind noch keine Erfahrungen. Erst in der inneren Verarbeitung und in der reflektierten Erinnerung gewinnen die Erlebnisse eine situationsübergreifende Bedeutung, und sie verändern diese Bedeutung auch später noch unter dem Einfluss weiterer Erlebnisse [...]. Die angesammelten Erfahrungen haben einen maßgebenden Einfluss auf die Erwartungen und Entscheidungen, die den biographischen Prozess bestimmen [...]. Sowohl die Formierung der einzelnen Erfahrungen, wie auch die des Erfahrungszusammenhanges insgesamt, wie er sich bildet, wie er strukturiert ist und wie er auf lebensgeschichtlich bedeutsame Entscheidungen einwirkt, sind dem Bewusstsein der Akteure weitgehend entzogen. Sie lassen sich nur im Nachhinein aus Wirkungen und Erinnerungen rekonstruieren. Die Rekonstruktion biographischer Erfahrung ist ein wichtiges Thema in der Biographieforschung. (S. 40)

Schulze (2006) zieht also den Schluss, dass Biographieforschung mit Erinnerungen arbeitet, also mit bedeutungsbeladenen Ereignissen, die angepasst an darauf folgende Erfahrungen rekonstruiert werden.

Für die Biographieforschung ist die Frage zentral, wie es möglich ist, die persönlichen Bedeutungen von Dingen und Lebenswelten eines Menschen zu verstehen. Laut Marotzki (2005) zeichnet sich die moderne Biographieforschung nicht mit den Fragestellungen „von dem Was und dem Warum“ (S. 184) aus, sondern durch das „Wie“ (S. 184) und knüpft im Anschluss daran an die Methode der Biographieforschung- das narrativen Interview- an. „Die Analyse der in Form von narrativen Interviews dokumentierten Biographisierungsprozesse dient der Absicht, solche Formen der Selbst- und Welthaltungen auszulegen.“ (Marotzki, 2005, S. 184)

Marotzki (2005) bezieht sich einmal mehr auf den symbolischen Interaktionismus, indem er die Erzeugung der Bedeutungen von Lebenswelten als interaktive Prozesse erklärt. Er vergisst dabei nicht auf den Stellenwert des individuellen Handlungsspielraums, da Wertzuschreibungen nicht allein durch die Interaktion begründet werden können. (Marotzki, 2005, Kap. 3.6)

Das Interesse an möglichen Formen der Welt- und Selbsthaltung arbeitet mit der Prämisse, dass diese vom einzelnen Menschen in interaktiven Kontexten erzeugt werden, aus diesen aber nicht ableitbar sind [...]. Welten sind nicht vorgegeben, sondern müssen handelnd, kommunizierend und biographisierend erzeugt und aufrechterhalten werden. (Marotzki, 2005, S. 185)

Biographieforschung bringt das Individuum mit seiner Umwelt in Verbindung und vermag dadurch, eine vielschichtige Sicht auf das Subjekt in der Interaktion zu geben. Die Biographieforschung fragt nicht nach richtigen oder falschen Anschauungen, sondern nach persönlichen Sinnzuschreibungen von Menschen. Es geht darum, verschiedene Ansichten zu verorten.

4.2 Biographieforschung- singulär versus allgemein?

Der Biographieforschung wird vorgeworfen, keine allgemein gültigen Ergebnisse zu liefern und Aussagen nur für einzelne Individuen treffen zu können. (Alheit, 2005; Schlüter, 2008)

Es ist offensichtlich nicht nur ein methodisches Problem der aktuellen sozialwissenschaftlichen Biographieforschung, plausibel über kollektive Erfahrungsmuster zu reden. Es scheint auch ein theoretisches Problem zu sein. Selbst die überzeugendste Fallrekonstruktion, die ganz gewiss das Allgemeine im Besonderen zum Ausdruck bringt, heilt nicht den Vorwurf, dass es sich um ein sehr spezifisches „Allgemeines“ handelt, das pauschale Generalisierungen verbietet. (Alheit, 2005, S. 21)

Alheit (2005) beschreibt weiter, dass biographisches Datenmaterial zwar nicht den Anspruch erhebt, statistisch repräsentativ zu sein, Biographien aber trotzdem das Ergebnis der Gesellschaft, in der sie entstanden sind und auf die sie zurückgeführt werden können, sind. Das bedeutet, dass ein Subjekt bestimmte Merkmale einer Gesellschaft aufweist, wodurch sich der Bogen zur Allgemeinheit wieder spannt. Schulze (2006) fragt sich, was das Einzelne eigentlich ist, das auf die Allgemeinheit umgelegt wird, und was das Allgemeine ist, auf das es sich bezieht. Als Beispiele für die Allgemeinheit führt er „Geschlecht, Alterstufe, soziale Schicht, Generation, Nation und ethnische Zugehörigkeit, Religionsbekenntnis und [...] politische Grundeinstellung“ (S. 53) an. Seiner Ansicht nach „unterläuft“ die Biographieforschung „diese Ebene der Allgemeinheit. Sie bringt das „besondere Allgemeine“ zum Vorschein.“ (S. 53) Damit meint er zum Beispiel Gruppenzugehörigkeiten und Traditionen, aber auch unerwartete Ereignisse, die eine Biographie beeinflussen. (Schulze, 2006, S.35-58) Marotzki (2006, S.111- 136) verweist auf Schütze, der das einzelne Subjekt als Schnittstelle zwischen Lebenswelten sieht. „Im Durchgang durch diese sozialen Welten muss eine Lebenslinie aufgebaut werden. Insofern ist hier der originäre Bezug des Einzelnen zum Allgemeinen immer schon gegeben.“ (Marotzki, 2006, S. 123) Man kann also „kollektive Erfahrungsverarbeitungsräume jeweils aus der Sicht von Einzelpersonen erschließen, gleichsam aus der Sicht individueller Erfahrungsverarbeitungsräume extrapolieren.“ (Marotzki, 2006, S. 123f) Kurz gesagt: Wenn es möglich ist, vom Allgemeinen auf das Individuelle zu schließen, ist es umgekehrt auch möglich, das Individuelle auf die Allgemeinheit umzulegen. (Marotzki, 2005, Kap. 3.6)

Rosenthal (2005) sieht ein Problem der Biographieforschung darin, dass oftmals der Kontext des Lebenslaufs eines Menschen in der biographischen Forschung zu wenig berücksichtigt wird. Das heißt, dass gesellschaftliche und geschichtliche Faktoren zu

wenig einbezogen werden, obwohl es ihr von großer Wichtigkeit erscheint, denn nur so kann das Individuelle im Vergleich zum Allgemeinen an die Oberfläche kommen. „Die Rekonstruktion des Einzelfalls in seiner Einbettung in soziale Kontexte ermöglicht es, die Wechselbeziehung zwischen Individuellem und Allgemeinen, zwischen Individuum und Gesellschaft aufspüren zu können.“ (Rosenthal, 2005, S. 50) Sie führt weiter aus, dass anhand der interpretativen Paradigmaforschung keine „numerische Verallgemeinerung, sondern basierend auf einzelnen Fallrekonstruktionen theoretische Verallgemeinerungen“ (S. 50) das Ziel der Forschung sind. Es sollen vom Einzelfall keine Rückschlüsse auf alle Fälle gemacht werden, sondern auf ähnliche Fälle. Ausschlaggebend für die Einordnung eines Falles sind die Strukturen, die ihn ausmachen. (Rosenthal, 2005, S. 46- 64) Rosenthal (2005) verweist darauf, dass

[...] biographische Analysen es ermöglichen, dass die Verschränkung von Fremddefinition und Selbstdefinition und die Auswirkungen dieser Beziehung in den unterschiedlichen Auswirkungen dieser Beziehung und zu den unterschiedlichen Zeitpunkten im Verlauf sowohl der Lebens- als auch der Familiengeschichte aufzuzeigen. Biographische Fallrekonstruktionen verdeutlichen damit nicht nur die Besonderheit eines Falles, sondern zeigen viel mehr Gesellschaftliches in seiner Entstehung und Veränderung im Handlungsvollzug und im Erleben auf. (S. 60f)

Das Potential der Biographieforschung liegt also im Ausfindigmachen der Wechselwirkung zwischen dem Allgemeinen und dem Individuellen und mit seinen Ausformungen.

4.3 Biographieforschung in der Pädagogik

Die folgenden Kapitel widmen sich der Biographieforschung in der Pädagogik. Sie beleuchten die historische Entwicklung und die Abgrenzung zu anderen Disziplinen. Danach folgt ein Überblick über Biographieforschung in verschiedenen pädagogischen Disziplinen. Im Anschluss wird die sozialpädagogische Biographieforschung ausführlich beleuchtet.

4.3.1 Historischer Abriss und Überblick

Die Beschäftigung mit Biographieforschung in der Pädagogik ist für den Erziehungswissenschaftler Marotzki (2005) nahe liegend, da der Lebenslauf eines Menschen von pädagogischen Interventionen (Erziehung und Bildung) geprägt ist. (Marotzki, 2005, Kap. 3.6) Der Autor sieht mit der Biographieforschung als Methode nicht nur eine Chance für die pädagogische Forschung. „Sie kann viel mehr als Forschungsfeld mit theoriegenerierender Kraft auch Anregungspotentiale für die theoretische Weiterentwicklung der allgemeinen Erziehungswissenschaft und für die empirische Bearbeitung philosophisch- grundlagenorientierter Fragestellungen bieten.“ (Krüger, 2006, S. 9)

Krüger und Marotzki (2006) geben in der Einführung in ihrem Buch „Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung“ einen historischen Überblick über die Biographieforschung in der Pädagogik. Biographie hat in der Pädagogik eine lange Tradition, die sich in Europa bis in die frühe Neuzeit zurückverfolgen lässt. Erstmals setzte sich die Pädagogik im 18. Jahrhundert wissenschaftlich mit Biographien, hauptsächlich in Form von Lebensläufen und Autobiographien, auseinander. Biographien wurden hauptsächlich als Informationsquelle betrachtet, die Aufschluss über Erziehungs- bzw. Bildungsgeschichte oder das Leben bekannter Pädagogen geben konnte. Biographisch aufgearbeitet ist beispielsweise Rousseaus Emile. (Krüger; 1997; Marotzki, 2005)

Erst im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts standen Biographien erneut wieder im Forschungsinteresse von Erziehungswissenschaftlern wie zum Beispiel C. Bühler und S. Bernfeld, die anhand von Biographien Lebenslauf- und Jugendforschung betrieben. Erneut kam der Biographieforschung in der Pädagogik erst wieder in den 1970er Jahren des 20. Jahrhunderts eine größere Bedeutung zu. Die Biographie diente nun nicht mehr ausschließlich der Sammlung historischer Fakten, sondern wurde selbständiger Gegenstand der Forschung. Der Forschungszugang, bewusst nicht objektive Aussagen liefern zu wollen, sondern auf das Individuum einzugehen, ermöglichte vollkommen neue Forschungszugänge. Biographieforschung war damit nicht mehr an allgemeinen Aussagen und objektivierbaren Ergebnissen interessiert, sondern an dem persönlichen Empfinden des Subjekts. (Schulze, 2006)

4.3.2 Abgrenzung zu anderen Disziplinen

Die pädagogische Biographieforschung zeichnet sich durch ihre eigenen Methoden und Forschungsinteressen aus, die sie von anderen Disziplinen unterscheiden. Die Soziologie muss sich beispielsweise methodisch immer wieder auf die gesellschaftliche Dimension ihrer Forschung besinnen, um dem theoretischem Grundgedanken der Soziologie, der Gesellschaft an sich, ihren Kriterien, Gesetzmäßigkeiten und Abläufen gerecht zu werden.

Speziell in dieser Arbeit steht das allgemein Wahre im Hintergrund, ist doch die Forschung daran interessiert, was eine Person zu erzählen hat bzw. erzählen möchte. Hierbei ist es nicht Sinn und Aufgabe, die Interviews historisch und gesellschaftlich einzuordnen. Der Kontext ergibt sich also nicht aus Umwelt und Umfeld, sondern befasst sich mit der Identität des Subjekts, die jedoch ohne Zweifel von der Umwelt geprägt ist. Für diese Arbeit ist das Ergebnis nicht eine gesellschaftliche oder zeitliche Verortung, diese beiden Determinanten ermöglichen schlichtweg ihre Einordnung. Obwohl sich die aufgezeigten Aspekte klarerweise bedingen, dienen die Interviews weder der Geschichtsforschung noch der Soziologie, sondern diese beiden Disziplinen dienen den Ergebnissen der vorliegenden Arbeit.

4.3.3 Anwendungsbereiche der Biographieforschung in der Pädagogik

In den verschiedenen Teildisziplinen der Pädagogik steigt der Stellenwert von Biographien im Forschungskontext kontinuierlich an, sodass bis heute eine Vielzahl von Projekten in der pädagogischen Biographieforschung durchgeführt wurde. Krüger (2006) unterscheidet drei Bereiche der pädagogischen Biographieforschung: Als erste Disziplin nennt er „Erziehungs-, Sozialisations- und Wissenschaftsforschung“ (S. 17) im historischen Kontext. Diesen Studien ist das Forschungsinteresse gemein, Sozialisation und Identitätsbildung von Kindern und Jugendlichen sowie Schule, Hochschulwesen und Wissenschaft in der Vergangenheit mit Blick auf die historische Entwicklung der Pädagogik zu rekonstruieren. Die Aufarbeitung erfolgt anhand von Biographieforschung. Als Beispiel dieser Teildisziplin nennt Krüger (2006) die

Untersuchung über Kindheit und Identitätsbildung von Klafki (1991). Die zweite Teildisziplin umfasst die Forschung über Kinder- und Jugendbiographien im Hinblick auf Lebensverläufe. Dieser Bereich beinhaltet die Auseinandersetzung mit Biographien im Zusammenhang mit Geschlecht, Herkunft und Bildung. Ebenso umfasst er die Beschäftigung mit Entwicklungsschritten und Übergangssituationen wie der Übertritt von der Volksschule in die AHS oder der Eintritt ins Berufsleben. Als Beispiel kann hier die Untersuchung von Felden (2003) über den Zusammenhang von Geschlecht und Bildungsabschluss angeführt werden. Der dritte Forschungsstrang umfasst biographische Forschung in den verschiedenen Teildisziplinen der Pädagogik, wie Erwachsenenbildung oder Sozialpädagogik. Die drei vorgestellten Bereiche lassen sich nicht vollständig von einander trennen und können sich thematisch überschneiden. (Krüger, 2006)

4.3.4 Biographieforschung in der Sozialpädagogik

Wensierski (2006) erläutert die Tradition der Biographieforschung in der Sozialpädagogik anhand von vier Themenschwerpunkten, die die Biographieforschung für diesen Teilbereich der Pädagogik interessant machen. Erstens ermöglicht die Biographieforschung die Behandlung des Einzelfalls, einerseits handlungsweisend und andererseits handlungsreflektierend. Zweitens lassen die Daten biographischer Forschung den Einblick in die Lebenswelten von Menschen zu und können so als Unterstützung für die sozialpädagogische Arbeit dienen. Drittens bietet Biographieforschung die Möglichkeit, Jugend im sozialpädagogischen Kontext fachgemäß zu beleuchten. Das sozialpädagogische Interesse an Jugend musste spätestens seit der Jugendbewegung Ende des 19. Jahrhunderts, die mit steigender Individualisierung und unterschiedlichen Jugendkulturen einherging, mit entsprechender Forschung reagieren. Diese Forschung beschäftigt sich vor allem mit Tagebüchern, Briefen und Fotos. Und schließlich ist natürlich das Erforschen des Zusammenhangs von Biographie, Bildungsweg und Lebensführung und im Weiteren dann der professionelle Umgang mit dem biographischen Hintergrund von Individuen im sozialpädagogischen Kontext von Bedeutung. (Wensierski, 2006, S.459-482)

Wensierski (2006) sieht vier theoretische Strömungen in der Sozialpädagogik, die sich mit Biographieforschung auseinander setzen.

Psychoanalyse und Sozialpädagogik

Durch Freud eingeleitet, formierten sich in den 1920er Jahren dessen Schüler und legten den Grundstein der psychoanalytischen Pädagogik. Die psychoanalytischen Methoden brachten Aufschwung in die Pädagogik, da mit ihnen erstmals wissenschaftlich fundierte Forschung in dieser Disziplin betrieben wurde. Der Zusammenhang zwischen Bildung und Lebenslauf hatte in dieser Forschung einen hohen Stellenwert. Die Wissenschaftler, die aufgrund des Nationalsozialismus in die USA auswandern mussten, publizierten psychoanalytische, für die Sozialpädagogik zukunftsweisende Studien, wie beispielsweise Bettelheim (1951). Durch die Fallanalyse, die sowohl in der Psychoanalyse als auch in der Sozialpädagogik angewendet wird, ist es in den letzten Jahren zu einer intensiven fächerübergreifenden Forschung gekommen. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang Datler (2004), der sich mit Beratung im Kontext von Sozialpädagogik und Psychotherapie auseinandersetzt, und Körner (2004), der über psychoanalytische Methoden in der sozialpädagogischen Arbeit schreibt.(Wensierski, 2006, S.459-482)

Das interpretative Paradigma/ Chicagoer Schule

Einen weiteren Bereich der Biographieforschung in der Sozialpädagogik vertrat die Chicago School in den 1920er Jahren. Die in den Studien behandelten Themengebiete (wie Armut, Migration etc.) sind auch sozialpädagogischer Natur und prägen bis heute die Forschungsmethoden und Theorien der Pädagogik und der Sozialarbeit. Das Verständnis von Biographie im Kontext von Identität und institutionellen Verläufen ist ein weiterer Aspekt, der für die Sozialpädagogik von Bedeutung ist. Als Beispiel großer Tragweite kann hier Goffmans „Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen“ (1973) genannt werden. Durch die sozialpädagogische Auseinandersetzung mit Labeling Approach und Ethnomethodologie konnte unter anderem Mollenhauer (1972) große Erfolge für die weiterführende pädagogische

Forschung erzielen. Ab Ende der 1970er Jahre kam es verstärkt zur Erforschung des Alltags.

Diese neu entstehende sozialwissenschaftliche Biographieforschung findet ihre methodologischen Bezugspunkte im Spannungsfeld zwischen Oral History, interaktionistischer und sozialphänomenologischer Alltagssoziologie [...] und führt dann [...] - auf der Basis einer an subjektiven und latenten Sinnstrukturen, Alltagswissen, Alltagsgeschichte und Biographieverläufen orientierten Forschungsperspektive – zu einer weitreichenden Ausdifferenzierung der qualitativen Forschung auch in der Pädagogik und Sozialpädagogik. (Wensierski, 2006, S. 463)

Grundlegender Gedanke dieser Forschungsgattung ist, dass das Subjekt nicht nur Empfänger und Ergebnis von Strukturen und Institutionen ist, sondern auch als aktives Individuen mit der Umwelt in Austausch steht und bewusst den Lebensverlauf mitgestalten kann. In den letzten zwanzig Jahren trat diese methodisch theoretische Auseinandersetzung zugunsten der Forschungspraxis in den Hintergrund. (Wensierski, 2006, S.459-482)

Sozialpädagogische Kasuistik

Die Besonderheit der pädagogischen Kasuistik als rekonstruktives, empirisches Verfahren liegt darin, dass es hier nicht einfach um die empirische Analyse pädagogischer Praxis aus der teilnehmenden, aber unbeteiligten Beobachterperspektive des Handlungsentlasteten Sozialforschers geht. Fallanalyse im Rahmen einer pädagogischen Kasuistik zielt viel mehr auf das „Erfahrungsurteil des reflektierenden Praktikers“ (Binnenberg 1979, S. 399). (Wensierski, 2006, S. 464)

Ihren Ursprung hat die sozialpädagogische Kasuistik im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts. Sie entstand als Reaktion auf die reformpädagogischen Strömungen. Das Interesse galt der Etablierung einer wissenschaftlichen Aufarbeitung von Jugend anhand von Fallanalysen, deren Daten hauptsächlich mit Biographieforschung erhoben wurden. Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts diente die Kasuistik hauptsächlich der Reflexion pädagogischer Erkenntnisse. Soziologen wie Schütze verhalfen der sozialpädagogischen Kasuistik Ende der 1970er Jahre zu einem wissenschaftlichen Aufschwung. Heute bemüht sich die sozialpädagogische Kasuistik, „Anregungen und

Elemente aus dem Kontext der qualitativen Sozialforschung aufzugreifen, deren elaborierte methodische Analyseverfahren aber gleichsam pädagogisch pragmatisch zu brechen“ (Wensierski, 2006, S. 466), um sie für das Praxisfeld Sozialpädagogik und Sozialarbeit nutzbar zu machen. (Wensierski, 2006, S.459-482)

Aktions- und Handlungsforschung

Eine weitere methodische und theoretische Richtung der Sozialpädagogik, die sich mit der Biographieforschung beschäftigt, ist die Aktions- und Handlungsforschung, die sich im Laufe der 1960er Jahre etablieren konnte. Die Aspekte dieser Richtung reichen von kritischer Forschung für die Praxis bis hin zu politischen Ambitionen. Die Vertreter der letzteren sahen ihren Auftrag nicht allein in der Forschung und Genese von Theorien über die Gesellschaft, sondern auch in politischen Handlungen. Sie vertraten die Ansicht, dass der Wissenschaftler nicht nur die Aufgabe hat zu forschen, sondern auch Veränderungen in der Gesellschaft in Gang bringen. Das Forschungs- und Aktivitätsinteresse galt sozial Ausgeschlossenen und Randgruppen, wie Obdachlosen oder Minderheitenangehörigen. Die Praxisforschung orientierte sich mehr an der Innovation pädagogischer Einrichtungen, außerdem sollten neue Wege der Reflexion und des Umganges mit der eigenen pädagogischen Arbeit gewonnen werden. Nach den 1970er Jahren konnte sich diese Forschungsgattung in der Art nicht weiter etablieren. Der Kritik, die Verbindung von Wissenschaft und Politik sei unzulässig, konnte sie nicht standhalten. Losgelöst vom aktivistischen, gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprimat konzentriert sich die Aktionsforschung heute auf Forschung für die pädagogische Praxis.

Biographieforschung wird, so Wensierski, (2006), in der Sozialpädagogik vor allem in folgenden Feldern eingesetzt: Jugendforschung, Armutsforschung, sozialpädagogische Professionalisierungsforschung, Forschung über sozialpädagogische Betreuung und über sozialpädagogische Diagnostik. Wensierski (2006) betont die langjährige „Tradition qualitativer, fallanalytischer und sinnrekonstruktiver“ (S. 474) Forschung in der Sozialpädagogik. Er verweist dabei auf unterschiedliche theoretische und methodische Grundlagen, die zu einem großen Spektrum an wissenschaftlichen Vorgehensweisen geführt haben, und hebt die rekonstruktive Sozialforschung heraus,

die „von den vielfältigen methodologischen und biographie- und lebenslauftheoretischen Ansätzen im Kontext des Interpretativen Paradigmas“ (Wensierski, 2006, S.475) einen Boom an qualitativen Untersuchungen ausgelöst hat. Im Vergleich zu anderen Disziplinen sieht Wensierski speziell in der Sozialpädagogik neben den Theoriebildungsprozessen vor allem auch den Erkenntnisgewinn für die praktische Arbeit im Bereich der Sozialpädagogik. Sozialpädagogische Biographieforschung hat im letzten Jahrzehnt stark an Bedeutung gewonnen. Dies führt Wensierski sowohl auf die methodische Fundierung der letzten Jahrzehnte zurück als auch auf die auf die praktische Anwendung ausgerichtete Forschung. (Wensierski, 2006, S.459-482)

Die sozialpädagogische Biographieforschung steht im Spannungsfeld zwischen Erziehungswissenschaft und Sozialwissenschaft. Felden (2008) verweist in ihrem Buch „Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung“ auf die Diskussion, inwieweit sich erziehungswissenschaftliche und sozialwissenschaftliche Biographieforschung von einander unterscheidet. (Felden, 2008, S. 7-28) Krüger (2006) sieht ein Problem darin, „einen künstlichen Gegensatz“ (S. 27) herzustellen, indem den Sozialwissenschaften allein allgemeine Aussagen als Forschungsziel zugeschrieben werden, während das Interesse der pädagogischen Biographieforschung allein in der Untersuchung des Einzelfalles gesehen wird. Er begründet dies damit, dass sich beide Richtungen „den Qualitätsstandards qualitativer Sozialforschung und dem Problem der Generalisierbarkeit ihrer Aussagen stellen“ (Krüger, S. 27) müssen. Marotzki (1995) verweist auf das Unterscheidungsmerkmal von pädagogischer und sozialwissenschaftlicher Biographieforschung, das er im jeweils speziellen Forschungsinteresse sieht. Ihm zufolge liegt der Forschungsschwerpunkt erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung im Kern der Erziehungswissenschaft, nämlich in der Erziehung und Bildung (Marotzki, 2005, S. 55-89) Felden (2008) ist der Ansicht, dass sich erziehungswissenschaftliche Biographieforschung aufgrund ihres Forschungsinteresses inhaltlich von der sozialwissenschaftlichen Forschung unterscheidet, methodisch lässt sie sich aber nicht abgrenzen, da sie sich der sozialwissenschaftlichen Methoden bedient. (Felden, 2008, S.

7-28) Für Marotzki (2006) ist Bildung Grundvoraussetzung für die sich reflexiv in Interaktion entwickelnde Genese eines Individuums. Mit ihrem Forschungsschwerpunkt der Erziehung und des Bildungsweges ermöglicht die pädagogische Biographieforschung eine Reflexion über die Entwicklung eines Individuums. Felden (2008) schreibt dazu:

Da mit Bildung der reflexive Modus des menschlichen In – der- Welt- Seins ausgedrückt werde (vgl. ebd.) [Marotzki, 2006, S. 60, F. R.], ermöglicht die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung mit ihrem diachronen und synchronen Format die Analyse der Reflexionen in Hinsicht auf das lebensgeschichtliche Gewordensein und die Auseinandersetzung mit anderen Menschen in sozialen Situationen im Hier und Jetzt. (S. 11)

4.4 Zusammenfassung

Die moderne Biographieforschung hat ihre Anfänge in den 1980er Jahren. Theoretischer Hintergrund dieser Forschungsrichtung ist neben anderen Theorien der symbolische Interaktionismus und die Phänomenologie. Biographie ist, im Sinne dieser Theorien, determiniert von Interaktion und persönlicher Reflexion. Durch die Veränderung gesellschaftlicher Umstände haben sich Biographien in den letzten Jahren grundlegend geändert. ‚Normalbiographien‘ gibt es kaum noch, ein Leben ist heute gekennzeichnet von biographischen Brüchen. In der Tradition der qualitativen Forschung (Siehe dazu auch Kapitel 2 Forschungshintergrund) wird also anhand biographischer Forschungsmethoden auch nicht nach objektiver Wahrheit gesucht, sondern nach individuellen Bedeutungszuschreibungen. Zentrales Anliegen der Biographieforschung ist das Herausarbeiten von Prozessen „der Bedeutungs- und Sinnherstellung und [...] der Erzeugung von Selbst- und Weltbildern.“ (Marotzki, 2005, S. 177) Selbst- und Weltbilder werden in Prozessen der Sinnherstellung erzeugt. In diesen Abläufen werden Erlebnisse aufgrund ihrer Sinnzuschreibung eingeordnet. Situationsbedingt erhält ein bestimmtes Ding eine Bedeutung bzw. erfolgt der Prozess einer neuen Sinnzuschreibung. Wie in Kapitel 3.3- Symbolischer Interaktionismus ausgeführt, erkennt man hier Mechanismen, wie sie im symbolischen Interaktionismus beschrieben werden. Marotzki (2005) betont, dass sowohl der Einfluss der Umwelt als auch die individuelle Reflexion eines Individuums maßgeblich für den Verlauf von

Bedeutungszuschreibungen ist. Der Autor macht deutlich, dass durch Biographieforschung ein umfassender Einblick auf das Individuum gewonnen werden kann. Biographieforschung befasst sich mit Erinnerungen, die angepasst an die jeweilige Situation abgerufen und eingeordnet werden. (Schulze, 2008) Der aktuellen Biographieforschung ist es ein Anliegen, danach zu fragen, wie Erinnern funktioniert. Nachdem das menschliche Leben durch pädagogische Institutionen geprägt wird, ist die Auseinandersetzung mit Biographie in der Pädagogik notwendig. Marotzki (2006) sieht das Potential in der Biographieforschung nicht nur für die Praxis, sondern auch in der Theoriebildung. Für die Sozialpädagogik bietet Biographieforschung mehrere Möglichkeiten: Konzepte für die Sozialpädagogische Praxis, Einblick in Lebenswelten, Forschung im Rahmen von Biographie und Bildungsbiographie, sowie Jugendforschung.

Wensierski (2006) sieht vor allem in vier sozialpädagogischen Strömungen im Kontext von Biographieforschung: Die psychoanalytische Sozialpädagogik und die sozialpädagogische Kasuistik, die sich beide durch Einzelfallanalysen auszeichnen, die Theorien des interpretativen Paradigmas, die an Sinnzuschreibungen orientiert sind, sowie die praxisorientierte Aktions- und Handlungsforschung.

5 FORSCHUNG

5.1 Auswahl der Forschungsmethode

5.1.1 Das narrative Interview

Als Methoden der Biographieforschung werden unter anderem die Gruppendiskussion, das Gruppeninterview, halbstrukturierte, strukturierte sowie narrative Interviews angewendet. Unter den angeführten Methoden hat sich in der pädagogischen Biographieforschung vor allem das narrative Interview als geeignete

Forschungsmethode etabliert. (Marotzki, 2006, S. 111-136) Im Sinne des symbolischen Interaktionismus sieht Jakob (1997, S. 445- 458) das narrative Interview

in der Tradition der empirischen Sozialforschung, in der von einem Verständnis sozialer Wirklichkeit als Resultat interpretativer Prozesse ausgegangen wird. Mit der Erhebung und Auswertung narrativer Interviews geht es darum, die Sinnkonstruktionen und Handlungen aus der Perspektive der handelnden und erleidenden Individuen zu erfassen und einer Analyse zugänglich zu machen. (S. 445)

Das narrative Interview wurde, wie Flick (2000) beschreibt, erstmals in den 1970er Jahren von Schütze als wissenschaftliche Forschungsmethode angewandt. Schütze (1982) zählt drei Zwänge auf, die in der Situation des narrativen Erzählens ausschlaggebend für ein offenes, informatives sowie nachvollziehbares Erzählen sind und so zu einer schlüssigen Schilderung führen: Zum ersten gibt es den Gestaltschließungszwang, wonach eine neue Geschichte erst begonnen wird, nachdem die vorangegangene abgeschlossen wurde. Im zweiten Zwang, dem Kondensierungszwang, folgend werden von der interviewten Person für die Geschichte relevante Daten ausgefiltert und zu einer sinnstiftenden Darstellung zusammengefügt, sodass sich eine logische Abfolge ergibt. Drittens ergibt sich der Detaillierungszwang, da Geschichten für den Zuhörenden erst dann verstanden werden können, wenn alle erforderlichen Zusatzinformationen gegeben werden (z.B. Datum, Wetter, Verwandtschaftsverhältnisse) und der Interviewte versucht, seine Geschichte(n) möglichst strukturiert und mit den nötigen Details zu erzählen. Alle drei Zwänge fördern also die Ausführlichkeit und die Schlüssigkeit narrativer Interviews. (Schütze, 1982, 1984; Diekmann, 2003) Das narrative Interview bietet der interviewten Person die Möglichkeit, die persönliche Geschichte so zu erzählen, wie sie es möchte. Ihr wird also die Aufgabe zuteil, zu selektieren, was relevant ist, was erzählt werden soll. Genau deswegen muss der Interviewende bestimmten Regeln folgen:

Er soll das Gespräch in Gang setzen und halten, aber die Auswahl und die inhaltliche Darstellung des Erlebten gerade nicht steuern [...]. Es geht im Prinzip darum, [...] ohne thematische Intervention des Forschers lebensgeschichtliche Erzählungen zu generieren und aufrecht zu erhalten. (Marotzki, 2006, S. 115 f)

Die Grundvoraussetzung, dass im narrativen Interview im Hauptteil von der interviewenden Person außer erzählauffordernd möglichst nicht interveniert werden soll, kann für die interviewte Person mitunter zu Problemen führen. Nicht jeder ist es gewohnt einen Monolog über sich selbst zu halten. Es handelt sich beim narrativen Interview also um eine unnatürliche Gesprächssituation, die sich von alltäglicher verbaler Kommunikation in mehrerer Hinsicht unterscheidet: Themen fließen nicht wie in herkömmlichen Gesprächen wechselseitig ineinander über, im Normalfall entsteht das Gespräch oft aus einer bestimmten Situation oder beschreibt eine Handlung. Das heißt, dass in alltäglichen Gesprächssituationen Handlungen, die erklärt werden oder Situationen, über die gesprochen wird, als Gesprächsimpulse dienen. Im narrativen Interview ist der Gesprächsimpuls die Erzählaufforderung des Interviewers am Anfang des Interviews. (Rath, 1995, S. 331- 342) Der Interviewer muss sich über diese ungewohnte Situation für den Interviewten im Klaren sein, bei Bedarf vorab informieren und durch aktives Zuhören während des Gesprächs Interesse zeigen.

Im pädagogischen Kontext ermöglicht das narrative Interview einen Einblick in individuelle Erziehungs- und Bildungsgeschichten. Diese maßgeblich an der Identitätsentwicklung eines Menschen beteiligten Faktoren können speziell im narrativen Interview herausgefiltert werden, da es Raum für die persönliche Darstellung der eigenen Geschichte gibt. So lässt das Erzählen der Biographie auch immer die eigene Erziehung und den Bildungsweg deutlich werden. (Jakob, 1997, S. 445-458) Kirsch (2007) geht davon aus, dass prinzipiell drei verschiedene Darstellungslinien beim biographischen Erzählen angewendet werden: Erstens kann das Erzählen über das Leben anhand von Beziehungen ablaufen, zentrale Bezugspunkte sind hier Freunde oder Familienmitglieder. Zweitens kann die biographische Erzählung das Berufsleben als leitende Determinante haben. Schließlich ist die dritte Möglichkeit, anhand von gesellschaftlichen oder politischen Ereignissen über die eigene Biographie zu erzählen. (Kirsch, 2007, S. 25-44) Alle drei Leitlinien - Beruf, Familie, Gesellschaftsgeschichte - können als institutionelle Rahmen gesehen werden, in denen sich die Sicht auf das Leben abspielt. Gries (2008) weist weiter darauf hin, dass es heute mit der Auflösung von institutionellen Biographien zu kurz gegriffen wäre, nicht auch auf außerinstitutionelle Merkmale zu achten. Eine möglichst offene Fragestellung lässt Biographieerzählungen mit Brüchen zu, wodurch von der Normalbiographie

abgewichen wird. Genau das liegt im Interesse der Biographieforschung, denn so können individuelle Sinnzuschreibungen an die Oberfläche gebracht werden. (Griese, 2008, S. 129-158)

5.1.2 Das persönliche Gespräch

Im Zuge der Recherche für diese Diplomarbeit hat sich aufgrund der Weiterentwicklung bzw. Spezifizierung des narrativen Interviews das persönliche Gespräch nach Langer (2000) als geeignete Forschungsmethode erwiesen, da es den Interviewpartnern ermöglicht, nur mit geringer Einflussnahme des Interviewenden, über ihr Leben zu erzählen. Wie am Ende des letzten Kapitels erwähnt, ist es von großer Bedeutung für die Ergebnisfülle dieser Forschungsmethode, den Interviewpartner zum Erzählen zu animieren. Genau aus diesem Grund erweist sich das persönliche Gespräch als am besten geeignet, da man durch Einfühlungsvermögen ein gelungenes Gespräch ermöglichen kann, von dem alle Anwesenden einen Mehrwert mit nach Hause nehmen. Neben dem Schwerpunkt auf Empathie ist das zweite Merkmal dieser Methode das Freimachen von Vorannahmen, damit möglichst ohne Erwartungen, im Sinne von Objektivität, an das Interview herangegangen werden kann. Langer beschreibt, dass in der sozialwissenschaftlichen Forschung traditionell versucht wird, zuvor aufgestellte Hypothesen zu überprüfen. Geht man allerdings an eine Forschung schon mit bestimmten Erwartungen heran, werden zum einen etwaige Möglichkeiten nicht beachtet und zum anderen wird das Interview unweigerlich auf die Interessen des Interviewenden hingesteuert. Damit verspielt man die Chance auf ein offenes und freies Erzählen des Interviewpartners. Der Interviewer muss sich also bemühen, eigene Vorerwartungen möglichst außer Acht zu lassen, um offen auf ein Interview zugehen zu können. (Langer, 2000, S. 16-18)

Trotzdem ist es wichtig, sich seiner Vorannahmen bewusst zu sein, denn jeder Mensch bringt Erfahrungen mit und somit Annahmen für die Zukunft. Es ist also unerlässlich, Vorannahmen anzuführen und sich damit auseinanderzusetzen, um sich seiner Vorannahmen bewusst an ein Gespräch bzw. die Forschung, herangehen zu können.

(Steinke, 1999) Genauer wird auf dieses Thema im Kapitel 6.3 Vorannahmen eingegangen.

Langer (2000) zählt wichtige Kriterien auf, um eine Interviewsituation zu schaffen, die für den Interviewpartner erzählanimierend wirken soll und die nicht von den Erwartungen der interviewenden Person geleitet ist. Grundvoraussetzung für ein geglücktes biographisches Interview ist die Bereitschaft des Interviewleiters, sich von vorgefestigten Meinungen zu befreien und zu akzeptieren, dass jede Gegebenheit für jeden Menschen eine andere Wertigkeit und Bedeutung hat. Nicht Hypothesen sollen überprüft werden, sondern es gilt „Lebenserfahrungen und innerseelische Vorgänge von Personen für andere Personen aufzubereiten.“ (Langer, 2000, S. 19) Ausgesprochen wichtig für ein gutes Gesprächsklima sind die Wertschätzung des Probanden sowie die Einfühlungsbereitschaft ihm gegenüber. Diese Haltung gegenüber dem Gesprächspartner nennt Rogers (1978) personenzentriert. Drei Grundvoraussetzungen ermöglichen personenzentriertes Zuhören: Der Interviewer muss Gefühle, die er beim Gespräch empfindet, zulassen und darf sich nicht hinter einer Fassade verstecken. Weiters bedarf es „positiver Aufmerksamkeit“ (Langer, 2000, zitiert nach Rogers, 1982, S. 22) gegenüber dem Gesprächspartner, sodass er animiert wird, von sich zu erzählen. Und schließlich muss sich der Interviewer in die andere Person hineinversetzen, um das Erzählte besser nachvollziehen zu können. (Langer, 2000, Kap. 4)

Langer (2000) betont, dass im Unterschied zum narrativen Interview nach Schütze (1984) das persönliche Gespräch über keine festgeschriebene Rollenzuschreibung verfügt. Es gibt nicht nur den Fragenden und den Antwortenden, sondern die Unterhaltung gibt einen Rahmen vor, in dem auch die interviewende Person Persönliches preisgeben kann und der interviewten Person auch Raum gegeben wird, selbst zu fragen. Es entsteht also ein Dialog und nicht eine reine Interviewsituation. Langer meint, dass die Kritik daran, dass durch diese Interaktionen das Interview verfälscht werden könnte, weil dadurch der Interviewte beeinflusst würde, haltlos ist und zeigt anhand von Beispielen, dass eben gerade durch eine derartige Gesprächssituation erst bestimmte Rückschlüsse auf die Forschung gezogen werden können. (Langer, 2000, Kap.6)

5.1.3 Das „persönliche Interview“ – die angewandte Forschungsmethode

Sowohl in Anlehnung an Schütze (1987) als auch an Langer (2000) wurde für die vorliegende Forschung eine Kombination beider Interviewformen verwendet. Das „Persönliche Interview“ verrät bereits im Titel, dass dem Eingehen auf den Interviewpartner ein hoher Stellenwert beigemessen wird. Das Interview selbst kommt jedoch ohne Intervention aus, da für die vorliegende Arbeit interessant ist, was Personen erzählen, wenn nicht interveniert wird. Dementsprechend wurde nach der Erzählaufforderung während des Erzählens selbst möglichst nicht eingegriffen. Einerseits, um den Interviewten den größtmöglichen Freiraum zu lassen, das zu erzählen, was sie erzählen wollen, und andererseits, um den Erzählfluss der interviewten Person nicht zu unterbrechen.

Trotzdem wurde bei den Interviews, wie eben erwähnt, darauf Acht gegeben, eine möglichst persönliche und lebensnahe Gesprächssituation zu entwickeln, um ein Gefühl von Distanz oder Hierarchie zu vermeiden. Als Einstimmung machte man sich vor den Interviews bekannt, es wurde „geplaudert“. Eine Situation zu schaffen, in der sich die interviewte Person sicher fühlt und in der sie merkt, dass der Interviewende an ihr und ihrer Geschichte interessiert ist, ist die unerlässliche Voraussetzung für ein persönliches Interview. (Langer, 2000, Kap. 6)

Das persönliche Interview ist für uns also die Antwort auf die Frage: „Wie kann ich ein Erzählen über das eigene Leben fördern, ohne es in eine bestimmte Richtung zu lenken?“ Damit war die geeignete Methode gefunden, um unsere Forschungsfrage „Was wird erzählt, wenn Menschen über ihr Leben erzählen“? zu beantworten.

5.1.4 Zusammenfassung

Als Methode der pädagogischen Biographieforschung nimmt das narrative Interview eine wichtige Rolle ein. (Marotzki, 2006, S. 111-136) Als qualitative Forschungsmethode dient das narrative Interview dazu, individuelle Sinnzuschreibungen zu erfassen. Es geht auf Schütz zurück, der diese

Forschungsmethode erstmals in den 1970er Jahren publik machte. Der Forscher eröffnet das Interview mit einer Erzählaufforderung an den Interviewpartner. Hat dieser erst zu sprechen begonnen, liegt es an dem Interviewleiter möglichst nicht zu intervenieren, um ein möglichst authentisches Bild von den Ansichten des Interviewten zu erhalten. In der Tradition des narrativen Interviews steht Langers (2000) persönliches Gespräch, das sich durch die Betonung auf die Wertschätzung und das Einfühlen des Interviewleiters gegenüber dem Interviewpartner auszeichnet. Denn damit ist erst, so Langer (2000), für beide Seiten die Grundvoraussetzung für ein erfüllendes Gespräch gegeben. Ein weiteres Augenmerk dieser Methode liegt auf der Befreiung von Vorannahmen des Forschers, damit der Forscher das Ergebnis unvoreingenommen aufnehmen kann. Den Unterschied zu Schützes narrativem Interview sieht Langer (2000) darin, dass die Rollenverteilung von Interviewer und Interviewtem nicht festgeschrieben bzw. hierarchisiert ist. Beide Teilnehmer sind gleichwertige Partner.

5.2 Sampling

Nachdem die biographische Forschung nicht zu allgemeinen Aussagen kommen möchte, ist die Wahl der Stichprobe dahingehend zu treffen, dass Personen befragt werden, die persönliche Erfahrungen zum jeweiligen „Forschungsthema“ gemacht haben. (Langer, 2000) Die sehr offene Frage „Was wird erzählt, wenn Menschen über ihr Leben erzählen?“ machte es wichtig, nicht nach zufälligen Probanden zu suchen, sondern nach Menschen, die zumindest ein kleinster gemeinsamer Nenner verbindet, um ein Mindestmaß an Vergleichbarkeit bzw. einen Anknüpfungspunkt zu gewährleisten. Da in dieser Forschung nach der die eigene Biographie gefragt wurde, sollten die Probanden ein gewisses Alter erreicht haben, damit die Chance gegeben ist, an eine große Bandbreite von Erinnerungen zu gelangen. Ein gemeinsames lebensbestimmendes Moment ist von Interesse, da dadurch herausgefiltert werden kann, wie sich Lebensabläufe von Menschen, die einen gemeinsamen Hintergrund haben, entwickeln können. Beispielsweise könnten Minderheitenangehörige, Menschen aus einer bestimmten sozialen Schicht, Betroffene der gleichen Krankheit oder auch alleinerziehende Väter als potentielle Interviewpartner herangezogen werden. Im vorliegenden Fall entschieden wir uns für sechs Geschwister, zwischen 1923 und 1939

geboren, deren Berührungspunkt die gleiche Kernfamilie ist. Somit sind die zwei Konstanten, Alter und Gemeinsamkeit, gewährleistet. Die Gesprächspartner sind die Großmutter und deren Geschwister, also Großtanten und -onkel von einer der Verfasserinnen dieser Arbeit.

Bezogen darauf, dass von Beginn an klar war, dass die Fallgruppe zwei Merkmalen zu genügen hatte und die Größe der Gruppe vor Beginn der Forschung festgelegt war, kann man von einem statistischem Sampling sprechen. (Flick, 2000, Kap. 6; Flick, 2005, Kap. 4.4) Die Entscheidung, eine Fallgruppe zu wählen, die einer der Forscherinnen nahe steht, wurde nach der theoretischen Auseinandersetzung mit den Argumenten, die dafür und dagegen sprechen, getroffen. In der wissenschaftlichen Diskussion finden sich unterschiedliche Positionen zu Forschungen in bekannter Umgebung. Insgesamt lässt sich in der Literatur aber die Tendenz erkennen, die ein Naheverhältnis als förderlich angesehen wird. Beispielsweise merkt Langer (2000) an, dass die Forschung mit Gesprächspartnern, zu denen ein vertrautes Verhältnis besteht, eine wichtige Determinante ist, die ergiebige Forschungsergebnisse ermöglichen kann. (Siehe dazu Kapitel 6.1.2 Nähe und Distanz zum Forschungsfeld)

5.2.1 Beschreibung der Fallgruppe

Die Interviewpartner sind fünf von ehemals neun Geschwistern. Zwei Brüder sind bereits verstorben. Ein Bruder konnte aus gesundheitlichen Gründen kein Interview geben. Eine Schwester leidet an Demenz und kam deswegen für die Auswertung nicht in Frage, da ihr Erinnerungsvermögen beeinträchtigt ist³. Alle Geschwister haben dieselben Eltern. Die Interviewpartner wurden zwischen 1923 und 1936 in S. in Niederösterreich geboren, sie verbrachten also ihre Kindheit bzw. Jugend in der Zwischenkriegszeit und zur Zeit des zweiten Weltkrieges. Der Vater war Kalkhändler und besaß außerdem auch Vieh. Nach dem frühen Tod der Mutter 1939 übernimmt die zu dem Zeitpunkt 16-jährige älteste Tochter den Haushalt und die Kindererziehung. Heute leben fünf der Geschwister in Niederösterreich, eine Schwester lebt im

³ Das Vermögen, Erinnerungen abzurufen, sie einzuordnen und zu vernetzen, ist die Voraussetzung für die Biographisierung. (Marotzki, 2005, Kap 3.6) Da das aufgrund der fortgeschrittenen Demenz von Frau G nicht möglich war, schied sie aus der Untersuchung aus. (Siehe dazu auch Kapitel 1.3.1.1 *Biographisierung*)

Burgenland und eine in Südtirol. Wie viele Schwestern und wie viele Brüder wurden interviewt?

5.2.1.1 Exkurs: Familie

Da die untersuchte Stichprobe aus einer Familie stammt - es wurden fünf von neun Geschwistern interviewt, die sich alle im Pensionsalter befinden -, ist eine Verortung des Begriffs Familie dahingehend von Bedeutung, dass Familie einerseits die einende Determinante der Stichprobe ist und andererseits wichtiger Bestandteil einer Biographie.

Der Begriff Familie wird in der täglichen Sprache verwendet. Für die vorliegende Arbeit wird der Begriff wissenschaftlich diskutiert und definiert. Das Wort Familie stammt von dem lateinischen Wort „familia“ ab und bedeutet im ursprünglichen Sinn „Haus, Hausstand, Vermögen, Besitz“ (Stowasser, 1991, S. 179), dabei ist die Familie Teil der „gens“, was „Sippe, Geschlecht, Verwandtschaft“ heißt (Stowasser, 1991, S. 198). Im weiteren Sinn kann das Wort „familia“ auch den Leibeigenen bzw. den Diener umfassen. (Stowasser, 1991, S. 179 u. S. 198). Die Bedeutung des Begriffs hat sich im Laufe der Zeit verändert. Unter Familie versteht man heute eine Gruppe von mindestens zwei Personen, die unterschiedlichen Generationen angehören und die eine verwandtschaftliche oder verwandtschaftsähnliche Beziehung zueinander verbindet. Verwandtschaft ist in diesem Fall also auch Verwandtschaft durch Adoption. Verwandtschaftsähnlich ist zum Beispiel die Beziehung der neuen Partnerin eines Mannes zu dessen Sohn. Innerhalb der Gesellschaft werden der Familie die Aufgaben der Reproduktion und Sozialisation zugewiesen.

Die Familie als Gruppe weist spezifische Merkmale auf. Die einzelnen Familienmitglieder stehen zumeist in intensiver Interaktion miteinander. Die Rollen der einzelnen Mitglieder sind bis heute vor allem durch das Alter, die Generation und das Geschlecht geprägt. (Nave-Herz, 2002) Eine Familie bleibt in ihrer Konstellation meist über einen längeren Zeitraum bestehen. Ausnahmen für dieses ‚klassische‘ Bild der Familie sind zum Beispiel, wenn ein Elternteil einen neuen Partner hat, wenn sich die Eltern trennen oder wenn ein Familienmitglied stirbt. Die Familie grenzt sich durch

eigene Werte, Traditionen und Rituale von anderen Familien ab und hat dadurch einen großen privaten bzw. intimen Spielraum, der kaum einer anderen gesellschaftlichen Gruppe zusteht. Allerdings ist die Familie nicht losgelöst von gesellschaftlichen Normen, viel mehr steht die Familie als Gruppe in Interaktion mit ihrer Umwelt. Obwohl bis heute in der Gesellschaft eine traditionelle Auffassung von Familie besteht, hat sich das Erscheinungsbild der Familie in den letzten Jahrzehnten drastisch verändert. Waren früher Großfamilien und lebenslange Ehen die Regel, sind heute allein erziehende Eltern, Einzelkinder oder Patchwork-Familien keine Ausnahme mehr. Prinzipiell gelten aber für alle Formen von Familie die oben genannten Merkmale. In jeder Gesellschaft hat die Institution Familie ihre Legitimation, ist sie doch der Garant für das Fortbestehen dieser Gesellschaft. In den Funktionsbereich der Familie fällt bis heute die Obhut und die Erziehung, vor allem die frühkindliche Erziehung, die wirtschaftliche Absicherung durch die Erwachsenengeneration sowie die gegenseitige Unterstützung. (Keller & Novak, 1993, S. 137-139)

Im Kindesalter ist man auf die Unterstützung der Eltern angewiesen, doch mit dem Älterwerden ändert sich die Kräfteverteilung und so wird der Unterstützungsanspruch der Eltern im Alter immer größer, während der der Kinder in der Regel abnimmt. In der jüngeren Forschung beschäftigt sich der Historiker Michael Mitterauer mit Familie im geschichtlichen und gesellschaftlichen Kontext. (Mitterauer & Ortmayr, 1997)

5.2.2 Nähe und Distanz zum Forschungsfeld

Die älteste Schwester der Interviewpartner ist die Großmutter einer der Interviewleiterinnen, somit findet die Forschung im eigenen Familienkontext statt. Es war uns bewusst, dass sich sowohl durch diesen Sachverhalt als auch auf Grund der Tatsache, dass die Interviewten sich untereinander gut kennen, also wissen, dass ihre Geschwister auch befragt werden, eine bestimmte Dynamik in den Interviews ergeben könnte. Einige Fakten, die in der Familie ein Tabuthema sind, wurden vielleicht deswegen nicht angesprochen, andere wieder in den Vordergrund gestellt. Geschichten wurden aber trotzdem natürlich jeweils immer aus der eigenen Perspektive erzählt und somit ergab sich eine große Bandbreite an unterschiedlichen Erinnerungen, auch wenn die Interviewten der Meinung sind, dass ihr Leben ähnlich verlaufen ist, da sie ja

„gleich“ aufgewachsen sind, was bei den Interviewterminen von den Interviewten immer wieder angesprochen wurde.

Wir als Interviewerinnen haben jeden Interviewten als eigene Person befragt und keine Details aus den anderen Interviews einfließen lassen, denn wir sind nicht an Enthüllungen, sondern an bestimmten Lebenswelten, Mustern und Konstruktionen interessiert, die biographisches Erzählen bestimmen. (Dressel, 2003, Absatznummer 10)

Während vielfach angenommen wird, der Zugang zum Feld würde dadurch erleichtert, dass man möglichst das Bekannte untersucht (und entsprechend Fälle aus dem Bekanntenkreis ausfindig macht), ist genau das umgekehrte Verfahren richtig: Je fremder das Feld, desto eher können Forscher als Fremde auftreten, denen die Forschungssubjekte etwas zu erzählen haben, das für den Forscher neu ist. (Hildenbrand, 1991, S. 258)

Hildenbrand (1991) weist auf das Problem des Forschens im Bekannten- bzw. Verwandtenkreis hin. Mit dem Bewusstsein dieser Problematik wurde aber ein Zugang gefunden, der es ermöglichte, auch unter diesen Voraussetzungen zu forschen. Darüber hinaus waren die befragten Personen Ingeborg Wieder nicht bekannt. Dadurch war ein offenerer Zugang zu dem Thema, den Befragten und den Interviews möglich.

Flick (2000) betont, dass einem Forscher, der mit den untersuchten Personen bekannt ist, Muster und Abläufe übersehen kann, da sie ihm nicht neu sind und dadurch als alltagsgegeben hingenommen werden. Wird ein Forschungsfeld untersucht, das dem Forscher vertraut ist, muss sich dieser bewusst an einen Blick von Außen halten. Grümer (1974) verweist darauf, dass ein zu enger Kontakt zum Forschungsfeld dazu führen kann, dass der Forscher Ansichten übernimmt und sie deswegen nicht mehr als besonders erkennt. Genauso können dem Forschenden Sachverhalte verschlossen bleiben, wenn ihm das Forschungsfeld nicht nahe steht. Und gerade diese Einblicke sind es, die die qualitative Forschung interessiert, will sie doch ihre Untersuchungsobjekte aus dem Blickwinkel der Interviewten verstehen. Für Girtler (1988) ist in der qualitativen Forschung die Nähe zum Forschungsfeld Grundvoraussetzung, um an ergiebige Forschungsergebnisse zu gelangen, denn er ist der Überzeugung, dass sich Datenfülle sowie Datenqualität hinsichtlich persönlicher Wertigkeiten dadurch erhöht. (Grümer, 1974; Girtler, 1988)

Daneben können manche Informationen aber auch nur in Erfahrung gebracht werden, wenn Forschung versteckt betrieben wird, also ohne dass die untersuchten Personen wissen, dass sie Forschungsgegenstand sind, da bestimmte Sachverhalte als zu privat eingestuft werden könnten, um sie einem Forscher Preis zu geben. (Flick, 2000, Kap. 6) Der Forscher steht also prinzipiell im Spannungsfeld zwischen „Nähe und Distanz“ bzw. außerhalb und innerhalb eines Forschungsfeldes und muss die jeweiligen Konsequenzen bewusst in seine Arbeit integrieren. (Flick, 2000, Kap. 6)

Die Auseinandersetzung mit dieser Thematik führte schließlich zum dritten Merkmal der Stichprobe:

Innerhalb der oben diskutierten Literatur hat uns vor allem Langers (2000) Vermerk, dass sich Vertrautheit mit den Gesprächspartnern förderlich auf die Erzählfülle auswirkt, dazu bewogen, uns für eine Stichprobe, die im familiären Kontext einer der Verfasserinnen angesiedelt ist, zu entscheiden.

5.2.3 Zusammenfassung

Die Stichprobe für die vorliegende Arbeit wurde nach drei Kriterien ausgewählt: hohes Alter, persönliche Nähe zu den Gesprächspartnern und gemeinsamer Hintergrund der Stichprobe. Letztendlich ergab sich als Stichprobe eine Gruppe von sechs Geschwistern⁴, die zwischen 1923 und 1936 geboren wurden und in verwandtschaftlichem Verhältnis zu einer der Verfasserinnen der vorliegenden Arbeit stehen. Forschung in bekanntem Umfeld ist in der sozialwissenschaftlichen Forschung umstritten. In Anlehnung an Girtler (1988), Langer (2000) und Flick (2000), die persönliche Nähe zum Forschungsfeld als förderlich einstufen, haben wir uns letztendlich für eine Stichprobe im familiären Kontext entschieden.

⁴ Eine Schwester darunter wurde zwar interviewt, da sie aber an Demenz leidet, schied das Interview für die Auswertung dieser Forschung aus. (Siehe dazu Kapitel 1.3.1.1 *Biographisieren*)

5.3 Vorannahmen

5.3.1 Theoretische Einordnung

Vorannahmen und Hypothesen können nicht gleichgesetzt werden. Flick (2000, Kap. 4) beschreibt, dass es bei Hypothesen um die Formulierung und Festlegung von Fragestellungen geht, die es zu überprüfen gilt. Vorannahmen hingegen sind die eigenen Auffassungen und Annahmen zu einem bestimmten Themenfeld.

Damit Interviews nicht (unbewusst) vom Interviewleiter in eine bestimmte Richtung gelenkt werden, soll sich, nach Langer (2000), der Interviewführende von Gedanken und Spekulationen frei machen. Abgesehen von beruhigenden Atemübungen gibt er keine Anleitung, wie genau man sich von jenen Ideen lösen kann. (Langer, 2000)

Steinkes (1999) Anweisungen sind hilfreicher: Sie betont, dass es wichtig ist, sich seine Vorannahmen bewusst zu machen, um sich danach von ihnen befreien zu können. Diese Schritte zur Loslösung von Vorannahmen können in phänomenologischer Tradition gesehen werden, denn Ziel phänomenologischer Forschung ist es, Dinge in ihrer Beschaffenheit zu erfassen. Dazu geht die phänomenologische Forschung anhand von drei Reduktionsschritten vor, die die völlige Loslösung von allen Aspekten, die vom Ding an sich ablenken können, bewirken sollen. (Bortz & Döring, 2006) In Kapitel 6.3 Vorannahmen wird darauf näher eingegangen.

Bezugnehmend auf die vorliegende Forschung wurden also vor den Interviews Vorannahmen, was von den Gesprächspartnern erzählt werden könnte, diskutiert. Im Folgenden sind die Vorannahmen, die uns nahe liegend erschienen, aufgelistet:

5.3.2 Vorannahmen für diese Arbeit

Aufgrund der Eigenschaften der Stichprobe (hohes Alter, Geschwisterverhältnis) und die einleitende Interviewfrage haben sich einige Themen herauskristallisiert, die im Interview genannt werden könnten. Diese angesprochenen Inhalte könnten im Folgenden sein:

5.3.2.1 Lebensphasen

Bestimmte Abschnitte eines Lebensablaufs könnten in den Interviews thematisiert werden. Hierzu wird in einem Exkurs über Lebensalter ein Überblick über die aktuelle Auffassung der sozialpädagogischen Forschung von bestimmten Lebensphasen gegeben:

5.3.2.1.1 Exkurs: Lebensalter

Lothar Böhnisch (2005) geht davon aus, dass es in bestimmten Lebensaltern zu typischen Handlungen und spezifischen Problemen kommen kann.

In der Kindheit geht es um die Angleichung der eigenen Wünsche an die Gesellschaft. Lange Zeit war die Kindheit untrennbar mit einem familiären Umfeld verbunden. Durch die Professionalisierung von Ausbildung und dem damit einhergehenden frühen Eintritt in die institutionalisierte pädagogische Betreuung ist das Lebensalter der Kindheit heute auch von außerfamiliären Einrichtungen beeinflusst.

In dieser Zeit wird auch das geschlechtsspezifische Verhalten geprägt, laut Bilden (1991) unterscheidet man hier zwischen personengebundenen und gesellschaftlichen Erfahrungen. In den Interviews könnte der Kindergarten- bzw. Schuleintritt eine große Rolle spielen, da diese biographischen Einschnitte bedeuten und in eine neue Phase der Kindheit münden. Das Kind gewinnt an Selbstständigkeit, Freunde (peer groups) werden wichtiger. In den Theorien der Sozialpädagogik geht man davon aus, dass sich die Kindheit immer mehr verkürzt, da Kinder immer früher in die Jugendphase eintreten.

Die Jugendzeit galt laut Böhnisch (2005) lange Zeit als Experimentier- und Bewältigungsraum. Momentan spricht man davon, dass diese Phase nicht mehr als einzelne Phase eines Lebenslaufes aufgenommen werden kann, da sie schon auf das Erwachsenenalter abzielt und somit ein Teil des Lebenslaufes wird. Seifert (1995) beschreibt diesen Zustand als „in einem Wartestand zu sein, eigentlich nicht gebraucht zu werden [...], auf später getröstet zu werden.“ (S. 119) Die Jugend mündet durch lange Bildungsphasen oft in das frühe Erwachsenenalter, dieses ist durch fehlende ökonomische und familiäre Selbstständigkeit gekennzeichnet.

Das Erwachsenenalter, auch Erwerbsalter genannt, zielt auf die berufliche und familiäre Entwicklung ab. Auch hier sei erwähnt, dass die Grenzen als fließende zu verstehen

sind, da sich auf Grund einer hohen Individualisierung die Zuschreibungen immer wieder verschieben. So sind heute junge Familien, allein erziehende Elternteile und häufige Partnerwechsel keine Seltenheit mehr. Auch der berufliche Werdegang gestaltet sich heute oft sehr spontan, in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit ist eine hohe Anpassungsleistung gefragt. Oft zählt nicht, was gewünscht wird, sondern was am Arbeitsmarkt vorhanden ist.

Da die Interviewpartner alle über 70 Jahre alt sind und somit in die Lebensphase Alter einzureihen sind, könnte es zu einer vermehrten Beschreibung dieser Phase kommen. Diese Lebensphase war lange Zeit mit der Konnotation Krankheit verbunden, erst in der letzten Zeit wird dieser Abschnitt eines Lebens mit neuen Zuschreibungen versehen. So geht man heute davon aus, dass alte Menschen immer länger am sozialen Leben teilnehmen und in der Öffentlichkeit präsent sind. Auch in diesem Abschnitt gibt es wieder Unterteilungen, so führt Böhnisch zum Beispiel die jungen Alten, die vitalen Sechziger, die aktiven Siebziger (bis in die Achtziger hinein) und die Hochbetagten an. In diese Lebensphase fällt der Rückzug aus dem Berufsleben, aus der Erwerbstätigkeit, alte Menschen haben die Chance, jetzt ihr Leben abseits von Einflüssen aus der Arbeitswelt zu gestalten. Diese Freiheit ist aber nur dann vorhanden, wenn es die gesundheitliche und finanzielle Situation zulässt.

Auf der einen Seite nimmt das „negative Alter“ zu, steigen die „klassischen“ Altersrisiken und kommen neue „Probleme“ dazu, Auf der anderen Seite hat sich ein quantitatives positives Alter herausgebildet, das sich unter anderem durch ökonomischen Wohlstand, Konsum- und Freizeitorientierung auszeichnet. (Naegele & Tews 1993, S.349)

Nachdem die interviewten Personen bereits über 70 Jahre alt sind, stellen die Merkmale des Lebens im Alter sicherlich eine dominante Konstante in deren Alltag dar, wodurch es zu einem Erzählen darüber kommen kann.

5.3.2.2 Familie

Wie bereits im Exkurs Familie (Kapitel 6.1.1.1) angeführt, ist Familie eine das gesamte Leben prägende Institution. Die Annahme, dass in den Gesprächen viel über Familie gesprochen werden wird, liegt nahe, da die Interviewten Geschwister sind und darüber hinaus mit einer der Interviewleiterinnen verwandt sind. Dieser Sachverhalt verleitet die

Interviewten vielleicht vermehrt über Familie zu sprechen, da sie das gemeinschaftsstiftende Moment vielleicht als Anknüpfungspunkt sehen. Es kann verstärkt zu Erzählungen über den frühen Tod der Mutter, bei dem die älteste Interviewte 16 und der jüngste drei Jahre alt war, kommen. Da alle entweder eigene Kinder oder eben Nichten, Neffen oder Enkel haben, wäre auch das Erzählen darüber denkbar.

5.3.2.3 Ehemaliger Beruf

Der eigene Beruf und damit die Möglichkeit, seine Familie zu ernähren, galt lange Zeit als fixer Bestandteil einer männlichen Biographie, eines männlichen Lebenslaufes. Diese für lange Zeit unangezweifelte Normalbiografie gibt es in Zeiten einer hohen Individualisierung nicht mehr, längst sind auch Frauen in die Berufswelt vorgedrungen. Auf der einen Seite steht die Vereinbarkeit von Familien- und Berufsleben, auf der anderen Seite steht die Möglichkeit so Anerkennung zu bekommen. (Keupp, 2006) Vorstellbar ist also, dass über das Berufsleben erzählt wird. Sei es über das Aufziehen der Kinder, die Hausarbeit oder die Erwerbstätigkeit.

5.3.2.4 Das Leben damals

Ausgelöst durch die Eingangsfrage, kommt es voraussichtlich zu einem Erzählen über alte Zeiten. Dies wird wahrscheinlich hauptsächlich in Form von generischen Erinnerungen geschehen.

5.3.2.5 Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit

In Verbindung mit dem Erzählen über die Kindheit und Jugend kann der 2. Weltkrieg und die Nachkriegszeit als besonders eindrückliches Moment hervorgehoben werden. Beispielsweise als eine Zeit der Entbehrung und der Verluste.

5.3.2.6 Stichtage und Unerwartetes

Erinnerungsforschung geht davon aus, dass Stichtage oder unerwartete Ereignisse, also Episoden, die sich vom Alltag absetzen, leichter erinnert werden. Mögliche wichtige

Eckdaten könnten z.B. der erste Schultag, die Hochzeit oder auch die Geburt von Kindern sein, aber auch Kriegsbeginn, Todesfälle oder Unfälle. (Reimer, 2003)

Die folgenden Vorannahmen lassen sich in diese Gruppe einordnen:

5.3.2.6.1 Verlust von Personen

Das Leben im Alter geht einher mit dem Verlust von nahe stehenden Personen. Gespräche über diese unmittelbare Konfrontation mit dem Tod, mit dem Verlust, können stattfinden. Langer (2000) meint dazu, dass das Leben im Alter von den Menschen eine hohe Kompetenz erfordert, da es in dieser Phase vermehrt zu Krankheiten, Partnerverlust, Pflegebedürftigkeit etc. kommen kann. Der Umgang mit diesen Ereignissen fordert die „betroffenen Personen sehr und verlangt eine Lösung.“ (Langer, 2000, S. 257)

5.3.2.6.2 Früher Tod der Mutter

Bereits vor den Interviews wissen wir, dass die Geschwister zwischen drei und 16 Jahre alt waren, als ihre Mutter verstarb. Mit Sicherheit hat dieser Tod alle Brüder und Schwestern geprägt und es besteht die Möglichkeit, dass dieses Ereignis bis heute eine besondere Stellung in deren Leben einnimmt.

Für die aufgezeigten Vorannahmen gilt kein Anspruch auf Vollständigkeit. Sie können sich bewahrheiten oder auch nicht. Sie dienen der vorab stattfindenden Auseinandersetzung mit der Thematik und den interviewten Personen. Eine Bewusstmachung dieser Vorannahmen ermöglicht die Verringerung der Gefahr, die Gespräche in eine bestimmte Richtung zu lenken. (Steinke, 1999; Bortz & Döhring, 2006)

5.3.3 Zusammenfassung

Vorannahmen sind Vorwissen und Anschauungen zu einem bestimmten Forschungsfeld. In der qualitativen Forschung wird versucht, Wege zu finden, sich

dieser Vorannahmen zu befreien, damit die Forschung nicht von diesen geleitet wird. Geht es doch nicht um die Bedeutungszuschreibungen des Forschers, sondern um die der untersuchten Personen. Für diese Arbeit wurden vor Beginn der Interviews Vorannahmen benannt und anhand der Bewusstmachung dieser Vorannahmen versucht, die eigenen Vorstellungen auszublenden.

5.4 Durchführung der Interviews

Um einerseits wissenschaftliche Standards gewährleisten und andererseits erzählstimulierende Reize einsetzen zu können, müssen Vorbereitung und Durchführung eines Interviews genau geplant werden. Breckner (1994) legt eine strukturierte Auflistung zu beachtender Aspekte bei der Vorbereitung und Nachbereitung von Interviews vor. Auch Langer (2000) gibt Hinweise und Anregungen für die Optimierung von Interviewsituationen.

5.4.1 Vorbereitung

Wie empfohlen, wurden die Interviewtermine und -orte mit den Interviewpartnern telefonisch festgelegt. Es wurde kurz erklärt, worum es bei dem Interview gehen und wie lange es ungefähr dauern würde.

5.4.2 Rahmenbedingungen

Das, was bei einem Interview erzählt wird, ist abhängig von vielen Faktoren. Beispielsweise von der aktuellen Lebenssituation und Tagesverfassung der Teilnehmer, vom Auftreten des Interviewleiters oder dem Rahmen, in dem das Interview stattfindet (Raum, Uhrzeit, Störfaktoren). Eine Interviewsituation kann nie unter völlig objektiven Voraussetzungen stattfinden, da sowohl der Interviewleiter als auch der Interviewpartner bestimmte Erwartungen an ein Interview knüpfen. Prinzipiell lässt sich aber durch die Bewusstmachung der Vorannahmen ein zu starkes Lenken seitens der Interviewenden abwenden.

Langer (2000) rät, das Interview in einem möglichst ungestörten Rahmen stattfinden zu lassen. Datum und Uhrzeit müssen für alle Beteiligten sorgfältig gewählt sein. Nur unter Berücksichtigung dieser Grundvoraussetzungen ist eine ernsthafte Interviewführung möglich. Beide Interviewleiterinnen waren beim Interview anwesend. Durch die Anwesenheit beider Diplomandinnen während aller Interviews fanden sie unter gleichen Voraussetzungen statt. Dem Hinweis Langers (2000) folgend, wurde vor dem Interview

die Technik, also das Diktiergerät und das Mikrofon, noch einmal überprüft sowie Schreibzeug für Notizen und Wasser für die Anwesenden bereitgestellt. Einstimmend stellte man sich vor und tauschte sich kurz aus. Danach wurde erklärt, dass das Interview auf Tonband aufgezeichnet und danach transkribiert würde und dass persönliche Daten anonymisiert würden. Es wurde angeboten, das verschriftlichte Interview dann dem Interviewpartner zuzusenden, allerdings bestand bei keinem der Interviewten derartiges Interesse.

5.4.3 Vorgehen beim Interview

Im Anschluss folgt eine kurze Übersicht über den Ablauf der Interviews.

I Technik

Vor dem Interview muss die Technik kontrolliert (Batterien!!!) und das Diktiergerät eingeschaltet werden.

II Begrüßung

Einstimmend begrüßt der Interviewer den Gesprächspartner:

„Grüß Gott. Vielen Dank, dass wir Sie interviewen dürfen....“

III Eingangsworte und Erzählaufforderung

Es folgt die Erzählaufforderung seitens des Interviewleiters. In diesem Fall waren das folgende Worte: „Vielen Dank, dass sie sich Zeit genommen haben. In ihrem Leben sind bestimmt viele Dinge passiert. Uns interessieren ihre Geschichten, ihr Leben, alles was sie darüber erzählen möchten. Sie können sich ruhig Zeit lassen, für uns ist wirklich alles interessant.“

IV Narrativer Interviewteil:

Oberstes Gebot ist die interviewte Person möglichst ohne Intervention erzählen zu lassen. Der Erzähler soll aber durch aktives Zuhören, wie Nicken zum Erzählen aufgefordert werden. Es gilt während des Erzählteiles keine Fragen zu stellen, um den Erzählfluss nicht zu unterbrechen. Es ist außerdem wichtig, Erzählpausen zuzulassen.

Der narrative Interviewteil wird vom Interviewten meist mit Worten, wie „so, das wars dann jetzt...“ oder Ähnlichem beendet.

V Nachfrageteil

Fragen, die durch das Interview aufgeworfen wurden, Unklarheiten, oder Themen, die nicht zu Ende behandelt wurden, werden hier angesprochen. Im Nachfrageteil werden nur Fragen, die sich direkt auf das Interview beziehen, gestellt.

VI Daten für die Statistik

Im Anschluss werden Daten für die Statistik aufgenommen:

Geburtsjahr, Geschlecht, Status, Kinderanzahl, ehemaliger Beruf, Wohnort

VII Schluss

Das Gespräch wird mit Dank (z. B. „Vielen Dank für das Gespräch!“) an die interviewte Person beendet. Das Diktiergerät wird abgeschaltet. Zum Ausklang ist es wichtig den Interviewpartnern in das Geschehen einzubeziehen: „Wie war das Gespräch für Sie? Haben Sie auch Fragen an uns?“

5.4.4 Nachbearbeitung

Unmittelbar nach dem Interview wird von den Interviewerinnen ein Gedankenprotokoll erstellt und eine Nachbesprechung durchgeführt. Es folgt im Weiteren die Transkription und danach die Auswertung. (Breckner, 1994)

5.4.5 Zusammenfassung

Ein Interview benötigt penible Vorbereitung und sorgfältige Nachbereitung, damit einerseits ein reibungsloses, gehaltvolles Gespräch geführt werden kann und andererseits wissenschaftliche Standards gewährleistet werden können. Interviewzeit und -termin müssen verlässlich ausgemacht und eingehalten werden. Das Interview soll in einem möglichst ungestörten Rahmen durchgeführt werden. Vor dem Interview muss die Technik überprüft werden, Schreibunterlagen und Getränke bereitgestellt sein.

Einführend gibt es eine Vorstellungsrunde, danach wird erklärt, dass das Interview auf Tonband aufgenommen wird und abgeklärt, wie persönliche Daten gehandhabt werden. Das Interview selbst wird durch eine Erzählaufforderung eröffnet. Danach spricht die interviewte Person. Dieser Abschnitt des Interviews wird narrativer Interviewteil genannt. Der Forscher soll möglichst nicht intervenieren, jedoch durch aktives Zuhören sein Interesse zeigen und Redepausen zulassen. Diesen Abschnitt beendet der Interviewte meist mit Worten wie „Das wars dann halt...“ Im Anschluss an die Beendigung der Erzählung erfolgt der Nachfrageteil, der bezugnehmend auf das Erzählte Unklarheiten seitens des Interviewleiters aufklären soll. Zum Schluss werden Daten für die Statistik aufgenommen. Mit einer Bedankung an die interviewte Person endet das Gespräch. Unmittelbar nach dem Interview ist ein Gedankenprotokoll zu erstellen, das die Interviewsituation beschreibt. Im Anschluss folgen Transkription und Auswertung.

6 AUSWERTUNG

6.1 Beschreibung der interviewten Personen

Bei den interviewten Personen (drei Frauen, zwei Männer) handelt es sich um fünf von neun Geschwistern, deren Namen anonymisiert wurden. Die interviewten Personen werden im Folgenden gemäß der Geschwisterreihenfolge mit den ersten Anfangsbuchstaben des Alphabets bezeichnet. Demzufolge ist Person A die älteste, Person I die jüngste der Geschwister. Da die Brüder A und D bereits verstorben sind, Herr F aus gesundheitlichen Gründen nicht zu einem Interview bereit war und Schwester G zwar interviewt wurde, das Interview aber aufgrund ihrer Altersdemenz nicht in die Auswertung einbezogen werden konnte, sind die Interviewpartner der Geschwisterreihe folgend B, C, E, H und I. Dabei handelt es sich bei E und I um Brüder und bei B, C und H um Schwestern. Vor dem Gesprächsbeginn wurde kurz erklärt, wie das Interview ablaufen wird und dass die gewonnen Daten transkribiert und anonymisiert werden.

6.2 Erzählaufforderung

Da die Erzählaufforderung in allen Interviews gleich war, wird sie hier nur einmal angeführt:

„Vielen Dank, dass sie sich Zeit genommen haben. In ihrem Leben sind bestimmt viele Dinge passiert. Uns interessieren ihre Geschichten, ihr Leben, alles was sie darüber erzählen möchten. Sie können sich ruhig Zeit lassen, für uns ist alles interessant.“

6.2.1 Beschreibung und Aufbau der Auswertung

Die Auswertung der Interviews erfolgt anhand von Einzelauswertungen, einer Gesamtauswertung und einer Diskussion der Ergebnisse. Im Anhang finden sich die Transkriptionsregeln, die transkribierten Interviews befinden sich auf einer beigelegten CD-ROM. Die interviewten Personen sind unter B, C, E, H und I abgekürzt, die Interviewerinnen unter I und R. Die in den folgenden Kapiteln angeführten Zitate aus den Interviews sind kursiv abgedruckt.

6.3 Einzelauswertung

Jede Einzelauswertung beinhaltet eine Kurzbeschreibung der interviewten Person und eine Kurzbeschreibung der Interviewsituation vor Ort. Anschließend werden das Einstiegsthema und das Ausstiegsthema des Interviews anhand eines Originalzitates angeführt. Dies zeigt dem Leser des Interviews, was die erste bzw. die letzte Assoziation zur Erzählaufforderung war, und verdeutlicht, wie die interviewte Person erzählt hat. Diese beiden Zitate bilden somit den Rahmen eines Interviews.

Nach dieser Hinführung zum Interview folgen das Verdichtungsprotokoll, das Protokoll der Handlungsstränge und die Darstellung der interviewbestimmenden Themen und Muster der erzählten Biographie.

6.3.1 Verdichtungsprotokoll

Im Verdichtungsprotokoll sind die Inhalte des Interviews in stark komprimierter Form dargestellt. Das dient der leichteren Lesbarkeit eines Interviews und der Veranschaulichung der angesprochenen Inhalte. „Die verdichtete Darstellung des Gesprächs soll eine konzentrierte, geordnete verständnisfördernd gestaltete Bearbeitung des Gesprächs sein.“ (Langer, 2000, S. 58) Das Verdichtungsprotokoll ist damit keine Analyse, sondern eine Dokumentation der Gespräche (Langer, 2000). „Somit sind allenfalls Auslassungen, Akzentverlagerungen oder Missverständnisse als Abweichung von dem, was die Person gemeint hat, möglich.“ (Langer, 2000, S. 58).

Folgende Arbeitsschritte haben zum Verdichtungsprotokoll geführt: Die erzählten Inhalte wurden Handlungssträngen zugeordnet, die sich abhängig von den jeweiligen Interviews ergaben. Die einzelnen Handlungsstränge fassen verschiedene Themenfelder zusammen, die in einem gemeinsamen Kontext stehen. (Beispiel: Der Handlungsstrang „Ursprüngliche Familie“ beinhaltet Unterüberschriften wie „Geschwister“ und „Eltern“). Jeder Handlungsstrang sowie seine Inhalte verfügen über eine stark reduzierte Inhaltsangabe der Themen und werden fallweise mit Zitaten ergänzt. Zitate dienen der realitätsnahen Verdeutlichung der Themen. Die angesprochenen Inhalte sind im Verdichtungsprotokoll chronologisch geordnet, d.h. dem Lebenslauf folgend, und nicht danach, wann sie im Interview genannt wurden.⁵ (Langer, 2000).

6.3.2 Protokoll der Handlungsstränge

In einem weiteren Schritt der Komprimierung werden die angesprochenen Handlungsstränge in einer Inhaltsangabe angeführt. Diese Inhaltsangabe stellt wiederum eine reine Dokumentation der Inhalte des Interviews dar. Im Protokoll der Handlungsstränge gibt es im Gegensatz zum Verdichtungsprotokoll keine Originalzitate. Im Anschluss an das Protokoll der Handlungsstränge werden die für das jeweilige Interview bestimmenden Themen und Muster ausgewiesen.

⁵ Die Kategorie ‚Familie‘ wurde in zwei Unterpunkte gegliedert. Der erste Punkt ‚Ursprüngliche Familie‘ beinhaltet Eltern, Geschwister, Tanten, Onkel, Großeltern etc. Im chronologischen Zusammenhang folgt später der Punkt ‚selbst gewählte Familie‘, diesem sind Unterpunkte wie Ehefrau, Schwiegereltern, Kinder, Enkelkinder etc. zugeordnet.

6.3.3 Muster

Lebensgeschichtliche Erzählungen sind subjektiv empfundene und ausgewählte Ausschnitte dessen, was die erzählende Person in ihrem gesamten Leben erlebt hat. Besonders eindruckliche Begebenheiten sowie generische Erinnerungen prägen solche Lebensgeschichten. (Reimer, 2003, S. 27-41; Tschuggnall, 2003, 163-179; Welzer, 2003, S. 183-202; Schütze, 1987) Unter dieser Voraussetzung kann davon ausgegangen werden, dass die genannten Ereignisse stellvertretend für den Lebenstenor einer Person stehen. Dementsprechend gibt Fuchs-Heinritz (2005) als ein Ziel von Biographieforschung die Herausarbeitung von „Prozessstrukturen des Lebenslaufs“ (S. 140) an. Damit könne, so Fuchs-Heinritz, auf „grundlegende Persönlichkeitsstrukturen“ (S. 140) geschlossen werden, „auf in der primären Sozialisation entstandene Tiefenstrukturen, auf basale Orientierungsmuster in der Lebenswelt, auf Deutungssysteme vom sozialen Leben und vom Ich darin.“ (S. 140). Diese lebensbegleitenden Muster lassen sich durch Komprimierung des Interviewinhaltes extrahieren. Dafür muss die Besonderheit des Einzelfalls herausgearbeitet werden. „Ziel dieser Interpretation ist hier die Verknappung der ganzen Lebensgeschichte [...] auf ‚Kernaussagen‘, die Herausarbeitung ‚halbwegs stabiler Konzepte‘, mit denen sich Menschen im Alltag orientieren und die ihre Handlungen strukturieren.“ (Fuchs-Heinritz, 2005, S. 128-146)

Gerade für dieses Forschungsvorhaben eignen sich andere Methoden weniger. Fuchs-Heinritz nennt als Beispiele für ungeeignete Methoden „Fragebogen- oder Beobachtungsdaten“ (S. 141)), da diese meist nur Momentaufnahmen aufzeigen und der biographische Kontext außer Acht gelassen wird. Diese Art der Befragung, so Fuchs-Heinritz weiter, könne zu Trugschlüssen führen, da Muster nicht zwingend der Situation entstammen, in der sich der Befragte befindet, sondern innerhalb der Lebensgeschichte entstanden sind. (Fuchs-Heinritz, 2005, S. 128-146)

Im Folgenden werden also die einzelnen Gespräche hinsichtlich dieser verborgenen Muster und Besonderheiten untersucht. Nach Verdichtungsprotokoll und Protokoll der Handlungsstränge werden in einem weiteren Abstraktionsschritt so bestimmte Muster und Besonderheiten, die die einzelnen Gespräche vorwiegend beherrschten, herausgearbeitet.

6.4 Gesamtauswertung/Vergleich der Ergebnisse

Die Gesamtauswertung stellt die Essenz der fünf Interviews dar. Hier werden die gewonnenen Daten miteinander verglichen. Im ersten Schritt der Gesamtauswertung werden die jeweiligen Handlungsmuster der einzelnen Interviews miteinander verglichen, gemeinsame Handlungsmuster werden ausgewiesen und detailliert dargestellt. Im zweiten Schritt werden die handlungsleitenden Themen und Muster der einzelnen Interviews gegenübergestellt. Anschließend werden diese beiden Punkte miteinander verknüpft dargestellt.

6.5 Einzelauswertung Frau B

6.5.1 Kurzbeschreibung Frau B

Frau B ist 1923 geboren, sie ist die zweite in der Geschwisterreihe. Frau B war verheiratet und ist mittlerweile seit 21 Jahren verwitwet, sie hat drei erwachsene Töchter. Sie führte den familiären Haushalt und ist mittlerweile in Pension. Frau B lebt alleine in KXX im Burgenland.

6.5.2 Kurzbeschreibung der Interviewsituation

Das Interview fand im Haus von Frau B statt, die Gesprächsatmosphäre war sehr herzlich, das Interview selbst dauerte eine knappe Stunde. Im Anschluss an das Gespräch gab es ein gemeinsames Mittagessen und eine Hausführung. Frau B zeigte uns auch ihre Fotosammlung, wobei sie selbst viele Fotos auf Grund eines Augenleidens nicht mehr zuordnen konnte.

6.5.3 Einstieg in das Interview:

Frau B beginnt ihre Erzählung mit einer Schilderung der damaligen Lebensumstände.

„Ja. Naja, ich würde damit anfangen, // wie ich noch Kind war, hat's in meiner Heimat noch keinen Strom gegeben. Keine Wasserleitung. Wir mussten s'Wasser vom Brunnen holen oder Wäsche schwemmen beim Bach, und // kochen, natürlich im Herd, mit Einheizen, mit Holz, und zum Wäsche waschen das warme Wasser mussten wir den Kessel anheizen und // das Wasser erhitzen....“ (Zeile 7-12)

6.5.4 Ausstieg aus dem Interview (letztes Thema):

Frau B beendet ihre Erzählung mit einer Schilderung eines Unfalles, bei dem sie anwesend war und ihre Tante starb.

„Und die Straßen waren schneefrei, aber am Wandabhang war Schnee. Und es war oba ka Schneekugel, sondern es woar ein Fels, ein Felsstück. Hot si irgendwo glöst, und des woar eingewickelt in Schnee, weil's übern Berg runter grollt is, jo? Und der Chauffeur hot no bremst, und i hob gesehn, wie des // Lenkradl hots so dreht // und der Bus a zur Seite, gö, und // samma olle in der SchXXX drin glegn, da. Des woar ein Schreien, ein Brüllen, und meine Tante war tot damals, der hat's da in Fuß abgetrennt. ...Des woar scho schlimm. Und a Karsamstag, kannst da vorstelln. Do woar ma einkaufen olle in BXX, gö. Des woar a schlimm.“ (Zeile 526-536)

6.5.5 Verdichtungsprotokoll Frau B

6.5.5.1 URSPRÜNGLICHE FAMILIE

Frau B erzählt im Kapitel ‚Ursprüngliche Familie‘ viel über ihre Mutter. Sie berichtet darüber, dass sich ihr Leben nach dem Tod der Mutter stark verändert hat und sie für die Erziehung der Geschwister verantwortlich war. Ihr Vater wird in ihrer Erzählung nicht erwähnt, die Geschwister (Frau C, Herr E und Herr F) finden nur kurz Erwähnung. Als weitere Person mit Familienkontext kommen eine Tante und ein Cousin vor.

6.5.5.1.1 Geschwister

Frau B berichtet über ihre Schwester C, ihren Bruder E und ihren Bruder F. Sie erzählt jeweils eine kurze Geschichte aus der Zeit ihrer Kindheit bzw. aus der Zeit ihrer Jugend.

6.5.5.1.1.1 Meine Schwester C

Frau B erzählt vom Pflichtjahr in Deutschland. Sie und ihre Schwester Frau C waren im selben Ort, jedoch bei unterschiedlichen Familien. Frau B erzählt, dass ihre Schwester dort sehr viel arbeiten musste.

6.5.5.1.1.2 Mein Bruder E

Über ihren Bruder E erzählt sie ganz kurz, dass dieser gut mit Pferden umgehen konnte.

6.5.5.1.1.3 Mein Bruder F

Frau B erinnert sich daran, dass ihr Bruder F seine Freizeit schon als kleines Kind gerne in der Natur verbrachte, was ihm den Spitznamen „Bummerl“ einbrachte. Diesen Spitznamen behielt er bis er von zu Hause auszog.

6.5.5.1.1.4 Treffen mit Geschwistern

Frau B erzählt, dass in diesem Jahr in ihrem Heimatort ein Fest stattgefunden hat, zu dem alle ihre Geschwister und ihre ehemaligen Nachbarn eingeladen waren. Sie selbst konnte nicht teilnehmen, da sie sich an diesem Tag nicht wohl fühlte.

6.5.5.1.2 Eltern

Frau B spricht ausschließlich über ihre Mutter, sie erzählt zwei Erinnerungen aus ihrer Kindheit, berichtet vom Tod der Mutter und beschreibt die daraus folgenden Auswirkungen auf ihr Leben. Ihr Vater kommt in ihrer Erzählung nicht direkt vor. Sie erzählt, dass sie zu Hause geblieben ist, da der Vater nicht alleine für alle Kinder sorgen konnte.

6.5.5.1.2.1 Mutter

Frau B erzählt viel über ihre Mutter, sie berichtet, wie sie sie als Kind verarztet hat und dass sie ihr immer Blumen gebracht hat. Ihre Mutter verstarb, als Frau B zwischen 15 und 16 Jahre alt war gerade ihr Pflichtjahr in Deutschland absolvierte. Sie spricht von Bestimmung, da sie gerade in der Zeit auf Urlaub zu Hause war, in der ihre Mutter

starb.. Frau B beschreibt genau, woran ihre Mutter gestorben ist und dass sie dann zu Hause geblieben ist und für ihre kleineren Geschwister gesorgt hat.

6.5.5.1.2.1.1 Erinnerungen an die Mutter

Frau B berichtet, wie sie ihre Mutter als Kind verarztet hat.

*„Und sagen haben wir nichts getraut, weil i daun, hätt's ja was gebn. Nau, und dann, am Abend, beim Waschen, sagt die Mutter: **Was hast'n du da?** Und da war da a Blutfleck, gell. Hat des geblutet. Na die hat des dann, i glaub, mit Alkohol gereinigt,...“*
(Zeile 46-49)

Frau B erzählt, dass sie und ihre Geschwister der Mutter immer Blumen gebracht haben und diese sich darüber gefreut hat.

6.5.5.1.2.1.2 Tod der Mutter

Frau B berichtet, dass sie gerade in Deutschland ihr Pflichtjahr absolviert hat, als ihre Mutter gestorben ist. Sie beschreibt, woran ihre Mutter gestorben ist, und meint, dass es Bestimmung gewesen ist, dass sie ihre Mutter noch kurz gesehen hat.

*„Nen? Nau, und daun hots mi auf einmal **gepackt**, i will nach Haus fahrn. Des woar **vier** Wochen, bevor des Jahr um war. Des woar jo a Blödsinn, weil waun i eh in vier Wochen wär's Joar um gwesen, owa i **weiß** net. Owa des woar, irgendwie is des, is ma des vorkommen, wie soll i euch da sogn, wia wia wenn des a **Bestimmung** gwesn wär. Weil, i woar net zu hoitn, und haums gsogt, na möchtest nicht doch überlegen, bist ja nur mehr vier Wochen, dann kannst schon ganz nach Hause. Nein, ich möcht nach Haus. Und // wie ich zhaus kommen bin, ist die Mutter im Krankenhaus zum Sterben glegn. Also, als ob i des gespürt hätt.“* (Zeile 178-187)

„Des muss, wie's oft was vorgeht im Menschen, gell? Und // die hat die Hühner gefüttert oder Enten hamma ghabt, weiß i net, und da is so a Holzwagen gstanden im im Ga, im Hof. Und die Mutter hot so a Reinderl ghobt und da haum de Viecha des Futter rein kriegt. Und sie schiebt des unter den Wagen rein und will aufstehen, und hat si den Kopf anghaut. Und scheinbar war des a rostiger Nagl, und // hat's den Wundstarrkrampf. Und, haum sie's no in Spital, und i hobs nimma, nur mehr so Stöhnen hob i's gsehn. Des seh i heute no. Owa redn hob i nix mehr mit ihr können.“
(Zeile 187-194)

6.5.5.1.2.1.3 Leben nach dem Tod der Mutter

Frau B erzählt, dass sie zu Hause blieb, da sie und ihre Geschwister Angst vor einer bösen Schwiegermutter hatten, und dass es klar war, dass ihr Vater die vielen Kinder nicht alleine großziehen konnte. Sie war zu diesem Zeitpunkt zwischen 15 und 16 Jahre alt.

*„Unser Vater, gö? Was **soll** er mit der Kinderschar? Er muss ja **verdienen**, er muss ja de versorgen. Nau, und i hob ghört, heiraten, und wer weiß, wem er heiratet, und a Stiefmutter - do host jo vü schlechte Gschichtn ghört von der Stiefmutter, nen? // Und daun hob i gsogt, na, i bleib zhaus. I foar nimma zrück, und i wer des scho schaffn. Nau, do woar i 15, im 16. Joar woar i.“* (Zeile 198-203)

Auch als sie schon verheiratet war, ist sie noch öfter zu ihrer Familie nach Hause gefahren.

„Aber // weil i mi um die Gschwister so gsorgt hob, gö? Wer wird si kümmern und // obs eh ollas haum und so hoit, gö? Und do hot da Opa eh imma gsogt: gö, host scho Heimweh wieda. Pock di zaum und foar mit den Kindern heim.“ (Zeile 342-345)

6.5.5.1.2.1.4 Zuhause bleiben

Für Frau B bedeutete der Tod ihrer Mutter, dass sie zu Hause blieb und die kleineren Geschwister versorgte.

„Weil die Tante C woar 15 und i, also i woar no net 16. Zwischen 15 und 16. Nau, jetzt woarn jo de Gschwister, nur da Onkel A woar a Joar öta wia i. Sonst olle jünger, gö? So wia de Orgelpfeifen hoit. Und da I woar da jüngste. // Nau, und bin i hoit zhaus bliebn.“ (Zeile 203-207)

6.5.5.1.2.1.5 Neuer Alltag/ Neue Aufgaben

Frau B beschreibt, dass diese neue Aufgabe (Versorgung der Geschwister) nicht immer leicht für sie war, da sie selber noch gerne gespielt hat. Sie erzählt, dass sie viele Dinge im Haushalt (wie Wäsche waschen) früher nicht machte und sie in diesem Bereich von der Tochter der Großmutter unterstützt wurde. Kochen hatte sie schon vorher gelernt und daher ist es ganz gut gegangen.

„Und da hamma hoit auch // ich hob müssn auf die Jüngen jo aufpassen, die jüngen Gschwista. Owa gspült hob i hoit a nu gern, gö? (lacht)“ (Zeile 386- 388)

6.5.5.1.3 Tante

Sie erzählt, dass ihre Tanten ein Gasthaus hatten und sie dort viel gelernt (zum Beispiel Backen und Kochen) hat. Des Weiteren erzählt sie, dass eine Tante bei einem Unfall ums Leben kam.

6.5.5.2 KINDHEIT

Frau B sagt, dass sie eine schöne Kindheit hatte und immer draußen gespielt wurde. Schwerpunkt in diesem Handlungsstrang bilden Erzählungen über Unfälle.

6.5.5.2.1 Garten/Umgebung

Frau B beschreibt ihren Garten und die Umgebung, sie erzählt, dass sie alle Blumen in der Gegend gekannt haben und diese oft für die Mutter gepflückt haben. Im Sommer wurde immer im Hof unter dem Lindenbaum zu Mittag gegessen und die Kinder des Dorfes spielten immer und überall.

6.5.5.2.2 Freizeit

Frau B erzählt über verschiedene Spiele und Vergnügungen in der Freizeit. Sie erzählt, dass sie bei einer Wehr baden waren und sie für die jüngeren Kinder verantwortlich war. Die Interviewte schildert, dass sie dort oft Fischhändler gespielt haben.

„Und do hauma so am Rand, so mit Steinen, so a, so an kleinen Teich gmocht, und do hauma de kleinen Fischaln gfaungen und haumas dort eingesperrt, na ja // do woar ma jo begeistert. Und wer mehr Fische hot, und do hauma Fischhändler gspüt und, wast eh.“ (Zeile 390- 393)

6.5.5.2.3 Unfälle

Frau B erzählt, dass es beim Spielen oft zu Unfällen gekommen ist. Sie belegt dies anhand von drei Beispielen. Im ersten Beispiel berichtet sie, dass sie ihr Bruder einmal verletzte, als dieser versuchte einen Pflock einzuschlagen. Im zweiten

Beispiel beschreibt sie, dass ihr jüngerer Bruder Herr E einmal fast beim Schwimmen ertrunken ist.

„Und do hob i vagessn auf die jüngerer Gschwister. Und auf amoi hob i gsogt: wo ist da E? Da E is net do! [...] Und gaunz im Tiefen, was eh uns scho übern Kopf gaungan is, host untam Wossa de weißn Hoar gsegn.[...]Oiso i glaub, do wa's um Minuten gaungen, wäre er do unten gwesn. Oiso soiche Sochn san scho imma passiert, gö?“ (Zeile 395-403)

Im dritten Beispiel erzählt Frau B, als sich ihr Cousin beim Spielen so stark verletzte, dass er sein Leben lang beeinträchtigt blieb.

„Und da hamma, zum Beispiel, die Buben ham gspielt, dass dass im Frühjahr, wie haums zu de gsogt, Rassel // Häferl // Häferlflicker // Häferlflicker! Die oitn Häfn haum jo de gmocht, jo, der is, do hot a so a Buttn ghobt aum Rücken, do hot a sei Werkzeug, und do hot a vom oitn Häfn den Boden rausgschnitten und hot an neuen reingmocht. Na, und mit dem oitn haum de Buam gspüt, weißt, des des des haums so gworfen und der is so gflogn, [...] des hot hoi denan gfoin. Und, i glaub, des woar eh da Onkel A, hob mit dem gworfn und trifft mein Cousin (xxx) ober der Ferse. Und do hots so a so a wos durchgschnitten, [...]so a Sehne oder wos. Nau, der is an Leben laung gehinkt mit dem Fuß.“ (Zeile 405-418)

Sie erzählt von einem vierten Unfall, bei dem sie anwesend war, einen Busunfall, bei dem ihre Tante ums Leben kam.

6.5.5.3 SCHULE

Frau B erzählt lediglich über ihren Schulweg und einen Unfall am Schulweg.

6.5.5.3.1 Schulweg

Frau B erzählt, dass der Schulweg eine Stunde Fußmarsch bedeutete. Manchmal wurden die Geschwister vom Vater mit der Pferdekutsche zur Schule gebracht.

6.5.5.3.1.1 Unfall am Schulweg

Frau B erzählt, dass sie einmal von der Kutsche gefallen ist und dies niemand bemerkt hat. An diesem Tag war ein starker Schneesturm und Frau B wäre fast erfroren.

*„Und einmal haben’s mi verlorn, da dürft i in die erste Klasse gangen sein. Und, da war so a richtiger Schneesturm. Damals warn ja gaunz aundere Winter wie heute. Des gibt’s ja heute goar nimma. Und da bin i **zurück**blieben. Und die großen haben net gmerkt, dass i zrückblieben bin. Und da bin i gstolpert – da war so a Saundhaufen, des haben die Weeginräumer ghabt, wenn’s eisig woar, habens a poar Schaufeln auf die Stroßn // und der woar scho zugschneit. Und i bin do gfoin, und woar a glei einschneit. **Gweht** hots, gö. Und is dennan des goar net aufgfoin, dass i **gfehl**t hob. Und daun haum mi de Weeginräumer, ham die gheissen, die des eben, de Straßendienst gmocht haben, de ham mi gfunden. Und do woar i scho hoib steif. Und haums mi // haums mi bis zur Schule gschleppt, und neben, neben der Schule woar gleich der Oarzt. Na, der hot mi glei behandelt. Aber, a hoibe Stund später wär i sicher erfroren damals. Und **keinem** is aufgfoin, dass i **fehl**!“ (Zeile 98-112)*

6.5.5.4 PFLICHTJAHR IN DEUTSCHLAND

Frau B erzählt, dass sie und ihre Schwester C die Welt sehen wollten und sich deshalb für das Pflichtjahr in Deutschland meldeten. Sie und ihre Schwester waren in derselben Ortschaft, jedoch bei unterschiedlichen Familien. Frau B musste in dieser Zeit einen kleinen Buben versorgen, sie beschreibt dies als schöne Aufgabe. Sie erzählt, dass sie vier Wochen vor Beendigung des Pflichtjahres plötzlich nach Hause wollte und so ihre Mutter, die gerade im Sterben lag, noch einmal sehen konnte.

6.5.5.5 SELBSTGEWÄHLTE FAMILIE

In diesem Kapitel spricht Frau B viel über ihren Ehemann, sie erzählt von ihren drei Töchtern und führt kurz an, dass sie auch Enkelkinder hat.

6.5.5.5.1 Ehemann

Frau B erzählt, wie sie ihren Ehemann kennen lernte und dass dieser lange Zeit auf sie gewartet hat. Sie erzählt, dass sie viele andere Verehrer hatte und erst relativ spät geheiratet hat, da sie sich ja um ihre Geschwister kümmern musste.

6.5.5.5.1.1 Kennen lernen

Frau B berichtet, dass sie ihren Mann bei einer Bahnfahrt nach Wien kennen gelernt hat. Sie erzählt, dass er ihretwegen länger als nötig im Zug blieb und sie sich zu Beginn viele Briefe schrieben. Die Interviewte erwähnt, dass sie viele Verehrer hatte, ihr zukünftiger Ehemann sich aber sehr um sie bemühte und nicht „locker ließ“.

*„// Jo, den den hob i **daun** kennenglernt erst. Do bin i amoi, so im Monat ein Mal bin i nach Wien gefahrn zu einer Tante. Weil da, die haben mi imma eingeladen. Und dass i hoit a bissl rauskommen bin, gö. Und da hob i den Opa kennen glernt, bei der Heimfahrt. Und der woit noch, der woar in MXXX // und wollt ja – a Station oder zwa aussteigen, und daun hätt er können mit an Bus oder so nach MXX, und er ist (lacht) weitergfoarn, dass er mit mir sein hat können.“ (Zeile 214-220)*

*„B: Nau, und daun hoit gschriebl und // daun is a vawundet worden, daun is a noch Frankreich kommen, in a Lazarett kumma, is **eh** leicht verwundet gwesn. Nau, owa do hauma no imma net gewusst, ob des bleiben wird, oder // i hob jo vü Verehrer zhaus auch ghobt.*

I: (lacht)

B: Und //, na owa da Opa hot net locker lossen. Und der hot si denkt, na, der hot, de de de kaun so mit den Kindern umgehn, des wird sicher a gute Mutter werden (lacht), // so hot a scho spekuliert. /// Naja. Nau, und und // is da Krieg aus gwesn, und natürlich hätt er gern gheirat, dass er auch sei Heim gründen hätt könna. Und i hob gsogt, na, i geh net furt von Zhaus, die brauchen mich und // des kaun i net mochn. Und a Stiefmutter wolln ma net. Nau, owa da Opa hot drei Joar schön brav gwoart [...].“ (Zeile 229- 240)

6.5.5.5.1.2 Neuer Wohnort

Frau B erzählt, dass sie mit ihrem Mann aus beruflichen Gründen zwei Mal umgezogen ist. Sie selbst wohnt noch immer in KXXsee, ihr Ehemann ist kurz nach seiner Pensionierung erkrankt und schon vor 21 Jahren verstorben.

6.5.5.5.1.2.1 Wohnort LXXhaus

Frau B erzählt, dass sie mit ihrem Mann nach LXXhaus gezogen ist und dass sie dort ein Haus gekauft haben. Sie erzählt, dass die Schwiegermutter auch bei ihnen gewohnt hat.

6.5.5.5.1.2.2 Wohnort KXXsee

Die Interviewte erzählt, dass ihr Ehemann Lehrer war und später einen Direktorenposten angeboten bekommen hat. Die Familie ist dann nach KXXsee gezogen. Der Ehemann von Frau B erkrankte bald nach seiner Pensionierung.

„Und der woar sehr gern do und de Leut haum erm a gern ghobt, und daun hot a ah // haums ihm gschrieben, dass die Hauptschule gegründet wird und sie würden ihm vorschlagen, ob der den Leiterposten übernimmt.“ (Zeile 257-259)

6.5.5.5.1.3 Veränderungen

Frau B erzählt, dass sie nach der Hochzeit weniger nach Hause gekommen ist und ihr Mann sehr großzügig war, da sich dieser nie beschwert hat, wenn sie doch zu ihrem Vater und ihren Geschwistern gefahren ist.

6.5.5.5.2 Eigene Kinder

Frau B erzählt, dass sie drei Töchter hat.

„Nau, und daun, is die Mutti kommen, dann die Grete und die Brigitte woar die letzte.“ (Zeile 263-265)

6.5.5.5.2.1 Meine Tochter Christine

Frau B beschreibt ihre Tochter Christine als bescheiden, dass sie gerne wie ihre Schwester Grete gewesen wäre, sich aber nicht getraut hat.

„Und die die Christine hot nur gsogt: na ich wär ja auch so gern so gwesn, wia de Grete. Weil de Grete haums hoit deshoib überoi so gern hobt, weißt?“ (Zeile 293-295)

6.5.5.5.2.2 Meine Tochter Grete

Frau B beschreibt ihre Tochter Grete als sehr geselliges und freches Kind.

„Do woar amoi da Schulinspektor do, und der hot goar net gmerkt, dass de in da Klasse sitzt. Und daun geht a so um die, um die Kinder so um die Bänke, und hot

gsogt: ja, wem hamma den daaa? (lacht) Und de woar jo frech, de Grete. Die hat ja glei gsogt: ich bin die Tochter vom vom Direktor! (lacht)“ (Zeile 169-273)

6.5.5.5.2.3 Meine Tochter Brigitte

Frau B beschreibt ihre jüngste Tochter nicht näher.

6.5.5.5.3 Enkelkinder

Die interviewte Person erwähnt in einem Satz, dass sie Enkelkinder hat.

6.5.5.6 LEBEN DAMALS

Frau B erzählt, dass Haushaltsführung damals, zur Zeit ihrer Kindheit, schwere Arbeit war.

6.5.5.6.1 Haushalt

Frau B illustriert anhand vieler Beispiele wie mühsam Hausarbeit in ihrer Kindheit war.

Im Folgenden wird der Vorgang des Wäschewaschens beschrieben.

*„Ja. Naja, ich würde damit anfangen, // wie ich noch Kind war, hat's in meiner Heimat noch keinen Strom gegeben. Keine Wasserleitung. Wir mussten s'Wasser vom Brunnen holen oder Wäsche schwemmen beim Bach, und // kochen, natürlich im Herd, mit Einheizen, mit Holz, und zum Wäsche waschen das warme Wasser mussten wir den Kessel anheizen und // das Wasser erhitzen. Und nach dem Wäsche waschen mussten wir das, // die Wäsche zum Bach über die Straße gehen und zum Bach gehen, es war alles schwer, diese schwere, die nasse Wäsche, gell. Und dort mussten – da hat mein Vater so ein Eck ausgeschlagen, da war so dick das Eis, dass wir überhaupt zum Wasser gekommen sind. Dann haben wir gespült und ein Kübel heißes Wasser haben wir mitgenommen von zuhaus, und da haben wir immer die Hände rein, dass schnell warm werden, dann wieder ein, zwei Stückerl geschwemmt, und dann wieder ins warme Wasser; die Hände sind so weggstanden. Und haben wir's im Garten aufgehängt. Und wir haben noch nicht das letzte Stück gehabt aufgehängt gehabt, ist das erste Stück, wie, ganz steif dort gefroren. Das ist oft tagelang gehängt, bis die Sonne rauskommen ist oder der Wind a bissl (XXX). Na die war direkt am Strick angefroren. Die hat man net wegnehmen können. Und nachdem wir ja viele Leute und viele Kinder waren, war das auch viele **Wäsche**, gell.“ (Zeile 7-26)*

6.5.6 Protokoll der Handlungsstränge

Frau B erzählt ihr Leben anhand von fünf Handlungssträngen (siehe Verdichtungsprotokoll). Sie berichtet über ihre „**ursprüngliche Familie**“, ihre „**Kindheit**“, ihren „**Schulweg**“, das „**Pflichtjahr in Deutschland**“, ihre „**selbst gewählte Familie**“ und sie beschreibt, wie das „**Leben damals**“, zur Zeit ihrer Kindheit, verlaufen ist.

Den ersten Handlungsstrang „**Ursprüngliche Familie**“ dominiert die Erzählung über die Mutter von Frau B. Diese starb, als Frau B knapp 16 Jahre alt war. Die interviewte Person berichtet sehr detailliert über ihre Mutter. Sie spricht über Erlebnisse in ihrer Kindheit, die sie mit ihrer Mutter in Verbindung bringt. Frau B selbst absolvierte gerade ihr Pflichtjahr in Deutschland, als sie vier Wochen vor Beendigung unbedingt nach Hause fahren wollte, wodurch es ihr möglich war, ihre Mutter noch kurz noch kurz vor deren Tod zu sehen. Die Interviewte spricht im Nachhinein von Bestimmung, davon, dass sie gespürt hätte, dass sie zu Hause gebraucht würde. Für Frau B veränderte der Verlust eines Elternteiles sehr viel, da sie als älteste Tochter ab diesem Zeitpunkt für ihre jüngeren Geschwister zuständig war. Sie sagt dazu, dass es nicht immer leicht für sie war, da sie selbst noch jung war und durch diese Aufgabe sehr viel Verantwortung zu tragen hatte. Sie wollte jedoch auf keinen Fall, dass ihr Vater wieder heiratete, weshalb sie diese Aufgabe auf sich nahm. Der Vater von Frau B wird im Interview nicht näher erwähnt, die Geschwister spielen in der ihrer Erzählung ebenso eine untergeordnete Rolle.

Die Mutter bzw. der Tod der Mutter und die neue Rolle, die Frau B dadurch einzunehmen hatte - sie wurde von ihren Geschwistern als Ersatzmutter anerkannt- ist auch in den Handlungssträngen „**Kindheit**“, „**Pflichtjahr in Deutschland**“, „**selbst gewählte Familie**“ und „**Leben damals**“ von großer Bedeutung.

Im zweiten Handlungsstrang „**Kindheit**“ dominieren die Erzählungen über vier Unfälle geprägt. Frau B berichtet, dass es damals viele Kinder im Dorf gab und dass diese in jedem Haus willkommen waren bzw. im nächsten Haus spielten, wenn sie gerade nicht willkommen waren. Dabei gaben die größeren Kinder immer auf die kleineren Acht. Bei den Spielen kam es oft zu Unfällen. Neben den Unfällen spricht Frau B in diesem Kapitel auch über ihre Beziehung zur Mutter, die sie ausschließlich mit schönen

Erinnerungen in Verbindung bringt. Sie erzählt, wie sie von ihr verarztet wurde und dass sie der Mutter immer Blumen brachte.

Der dritten Handlungsstrang **„Schule“** wird ebenfalls von Unfällen geprägt. Frau B erzählt hauptsächlich davon, dass sie einmal fast gestorben wäre, als sie auf dem Weg in die Schule bei einem Schneesturm von der Kutsche fiel und niemand ihr Fehlen bemerkte. Im Kapitel „Schule“ erzählt Frau B ausschließlich über ihren Schulweg.

Der vierte Handlungsstrang **„Pflichtjahr in Deutschland“** wird indirekt durch den Tod der Mutter geprägt. Frau B erzählt zuerst, dass sie und ihre Schwester Frau C die Welt sehen wollten und sich deshalb für das Pflichtjahr gemeldet haben. Sie berichtet von ihrer Tätigkeit als Kindermädchen und spricht dann davon, dass es wohl Bestimmung war, dass sie die Mutter noch einmal sehen konnte, bevor diese starb. Frau B meint, dass sie es wohl gespürt hatte und deshalb nach Hause wollte. Frau B fuhr, wie im ersten Handlungsstrang bereits beschrieben, vier Wochen vor Beendigung des Pflichtjahres nach Hause, die Mutter lag zu diesem Zeitpunkt schon im Sterben. Daraufhin ging Frau B nicht mehr nach Deutschland zurück, sondern blieb bei ihrer Familie.

Im fünften Handlungsstrang **„selbst gewählte Familie“** kommt die Interviewte immer wieder auf ihren bereits verstorbenen Ehemann zu sprechen. Sie berichtet davon, wie sie sich kennen lernten und wie sich ihr Leben im Lauf der Jahre veränderte. Frau B erzählt, dass sie auch viele andere Verehrer gehabt hätte, sich ihr zukünftiger Ehemann aber sehr um sie bemühte und lange auf sie wartete. Frau B meint, dass sie auf Grund ihrer Rolle als Ersatzmutter für ihre Geschwister erst relativ spät heiratete, da sie ihre Familie nicht allein lassen wollte und konnte. Hier hat also der frühe Tod der Mutter wieder eine Auswirkung auf das Leben von Frau B, auf ihre eigene selbst gewählte Familie. Frau B meint aber, dass gerade dies ihrem zukünftigen Ehemann gefiel, da er somit merkte, dass sie gut mit Kindern umgehen konnte bzw. den Wert der Familie schätzte. Auch nach der Hochzeit mit Herrn B fuhr Frau B noch ab und zu nach Hause. Sie berichtet vom Beruf ihres Mannes und davon, dass sie im Ort sehr angesehen waren. Die interviewte Person erzählt, dass sie drei Töchter hat, zwei davon werden näher beschrieben, die Enkelkinder werden nur kurz erwähnt.

Im fünften und letzten Handlungsstrang **„Leben damals“** erzählt Frau B, dass Haushaltsführung zur Zeit ihrer Kindheit noch schwer Arbeit war. Sie belegt dies anhand von Beispielen.

6.5.7 Interviewbestimmende Themen und Muster bei Frau B

Den Schwerpunkt dieser Erzählung bilden der frühe Tod der Mutter und dessen Auswirkung. Der Tod der Mutter und die Auswirkungen auf das Leben von Frau B finden sich in vier von fünf ausgewiesenen Handlungssträngen wieder (ursprüngliche Familie, Kindheit, Pflichtjahr in Deutschland, selbst gewählte Familie, Leben damals). Das zeigt, dass dieses Ereignis in der Lebenserzählung von Frau B große Relevanz hat. Frau B betont, dass sie zum Zeitpunkt des Todes ihrer Mutter selbst noch Kind war und somit auch noch gerne gespielt hätte, aber gleichzeitig von ihren jüngeren Geschwistern als Ersatzmutter anerkannt wurde. Die Übernahme der Rolle der Ersatzmutter mit allen dazugehörigen Aufgaben beschreibt sie als nicht leicht, da sie ihr sehr viel Verantwortung abverlangte.

Frau B erzählt im Interview, dass sie sich damals bewusst für diesen Weg entschied, da sie nicht wollte, dass ihr Vater noch einmal heiratete. Für sie selbst bedeutete dies, dass sie in ihrer Jugendzeit sehr viel Verantwortung für ihre ursprüngliche Familie übernehmen musste und deshalb die Gründung einer eigenen Familie erst zu einem späteren Zeitpunkt stattfand. Auch im Erwachsenenalter, als Frau B schon eine eigene Familie hatte, fühlte sie sich noch für ihre Geschwister verantwortlich.

In ihrer Erzählung treten die Konsequenzen durch das frühe Ableben der Mutter sehr deutlich hervor. Im gesamten Gespräch thematisiert sie ihr Verantwortungsgefühl gegenüber anderen. Vier von fünf Handlungssträngen handeln von davon. Einen weiteren Schwerpunkt in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung bildet das Erzählen über Unfälle, die auch in vier von fünf Handlungssträngen angesprochen werden. Verantwortungsgefühl gegenüber Anderen kann insofern als lebensbestimmendes Muster angesehen werden, als es Konsequenzen auf ihre Handlungen hatte (z.B. später heiraten). Auffällig an diesem Interview ist, dass Frau B, wenn sie über ihre Kindheit oder Schulzeit erzählt, diese Zeit hauptsächlich mit Unfällen in Verbindung bringt. Das Thema „Unfälle“ kann nicht als Muster angesehen werden, da es sich nicht um ein Gefühl handelt, sondern um einzelne Begebenheiten. Unfälle werden aber äußerst oft thematisiert, deswegen kann man von einer bestimmten Dominanz sprechen, die dieses Thema für Frau B hat.

6.6 Einzelauswertung Frau C

6.6.1 Kurzbeschreibung Frau C

Frau C ist im Jahr 1925 geboren, sie ist die dritte in der Geschwisterreihe. Frau C ist verheiratet und hat keine leiblichen Kinder. Sie war berufstätig, führte den familiären Haushalt und ist mittlerweile in Pension. Frau C lebt mit ihrem Mann in BoXX in Südtirol.

6.6.2 Kurzbeschreibung der Interviewsituation

Das Interview mit Frau C fand in ihrer Wohnung statt. Zuerst stellten wir uns kurz vor und erklärten, wofür wir die Interviews benötigen. Frau C war damit einverstanden. Das Gespräch fand zu diesem Zeitpunkt noch zu viert statt, da der Ehemann von Frau C anwesend war. Es wurde vereinbart, dass das Interview nur mit Frau C stattfindet und somit verließ Herr C den Raum. Das Interview dauerte über eine Stunde. Nach dem Interview wurden Fotos gezeigt, die die im Interview angesprochenen Schauplätze verbildlichten. Herr C kam ebenfalls wieder in den Raum und erzählte von seinem Leben, auch er zeigte Fotos.

6.6.3 Einstieg in das Interview:

Frau C beginnt ihre Erzählung mit der Nennung ihres Geburtsortes und spricht dann über ihre ursprüngliche Familie.

„Im Ende vom XXXtal in XXXbach geboren. Wir waren neun Kinder, wir sind alle lei so ungefähr zehn, elf Monate auseinand gwesn. Die arme Mutter. Die Mutter is sehr sehr früh gestorben. Da war ja dann die Omi dann Ersatzmutter, gell? // Ich war die Dritte und wir sind für die damalige Zeit eigentlich ohne Hunger aufgewachsen. Wir waren neun sehr friedliche Kinder, also ohne Streit und ohne Neid und so. Was uns eigentlich das ganze Leben sehr zugute gekommen ist.“ (Zeile 6-12)

6.6.4 Ausstieg aus dem Interview (letztes Thema):

Frau C beendet das Interview mit einer Erzählung über ihren Ehemann (Handlungsstrang „Selbst gewählte Familie“).

„Mein Mann war gelernter Schuhmacher, und des hat mir dann net gepasst, na hab i geschaut, dass er so Abendschule gmacht hat, Maschinschreiben, Buchhaltung, alles was halt so Marc o`Polo-Schule hat die gheißn. Und nachher dann Abschluss gmacht und dann is er so Bürofach mehr reingrutscht.“ (Zeile 639-643)

6.6.5 Verdichtungsprotokoll Frau C

6.6.5.1 URSPRÜNGLICHE FAMILIE

Frau C erzählt in diesem Kapitel über ihre Geschwister, die ihren Aussagen zufolge sehr brave Kinder waren. Sie berichtet, dass ihre Eltern immer darauf achteten, dass sie sich nicht im Gasthaus der Tanten aufhielten. Sie beschreibt die Kleidung ihrer Mutter und meint, dass diese immer viel arbeiten musste. Ihren Vater beschreibt sie als sehr mitfühlenden Menschen, der sich sehr gut mit ihrem späteren Ehemann verstand. Als weitere Personen mit Familienkontext kommen eine Cousine und zwei Tanten vor.

6.6.5.1.1 Geschwister

Frau C betont immer wieder, dass sie und ihre Geschwister sehr brav waren und es nie große Schwierigkeiten gegeben hat. Sie sagt, dass sie sich mit ihren Geschwistern sehr verbunden fühlt und dass dies wahrscheinlich auf den frühen Tod ihrer Mutter zurückzuführen sei.

„Mm. Wenn irgend was, dass i heute Hilfe brauchat, weiß i ganz genau, weiß i ganz genau, könnt i zu meine Gschwista gehen, und wenn sie a Hilfe brauchen, bin i auch für sie da.“ (Zeile 253-255)

Frau C meint, dass sie ihre Geschwister schon lange nicht mehr gesehen hat, da der Gesundheitszustand ihres Mannes keine Reisen mehr zulässt. Sie erzählte jedoch, dass sie oft mit ihren Geschwistern (besonders mit Frau H) telefoniert und so immer über alle informiert ist.

„Meine Gschwister sieh i jetzt überhaupt net oder kaum. Ich war vor 7 ½ Jahren s'letzte Mal draußen...“ (Zeile 292-293)

6.6.5.1.1.1 Bruder A

Ihren ältesten Bruder, Herrn A, hat Frau C fürsorglich und großzügig in Erinnerung.

„Der älteste war a Bruder. A sehr sehr lieber Bruder, der sehr für uns da war. I kann mi erinnern, wie i in Deutschland in der Schule war, logisch ka Turnhose ghabt, gell, ja und turnen hätt i müssen dort in der Schule, des war ja bei de Deutschn a super Fach. Na hab i halt heimgeschrieben, i würd halt so nötig a Turnhose brauchen. Und da hat da A mir – er hat den Vater gholfn, na wird er halt ab und zua a poar Schilling kriegt haben, gell – und da hat er ma a gaunz a tolle Turnhose gschickt. A dunkelblaue, so a Wabenmusterle, und links und rechts 3 Knöpfe. Also i weiß net, i hob die schönste Turnhose von der ganzen Schule ghabt.“ (Zeile 330-338)

6.6.5.1.1.2 Schwester B

Die Schwester B wurde für sie nach dem Tod der Mutter zur Ersatzmutter. Im Vergleich mit sich selbst sieht sie sie als ängstliche Person.

6.6.5.1.1.3 Bruder D

Frau C erzählt, dass ihr Bruder schon verstorben ist. Sie erinnert sich, dass er als Kind eine Lungenentzündung hatte und sie sich damals große Sorgen um ihn gemacht hat.

*„Einer von meinen jüngeren Brüder, der Onkel D, der is leider verstorben, und der hat als Kind a Lungenentzündung ghabt, und ich weiß, dass ich im Bett **wahnsinnig** gweint hab, und vor allem gebetet, gebetet. „Lieber Himmeldata“ – hamma halt damals gsagt – „lieber Himmeldata, wenn Du schon jemand holen willst, hol **mich** aber **net** den D.“ Des war bei uns Kinder – des eine war fürs andere da. ///“ (Zeile 339-345)*

6.6.5.1.1.4 Schwester H

Frau C beschreibt, dass sie auch jetzt noch für ihre jüngere Schwester da ist und ihr bei Problemen zur Seite steht.

„Des merk i so jetzt bei meinen jüngeren Gschwister. Grad wia i sog die Schwester H, wenn irgendwas is, da sind halt die älteren Schwestern immer da, gell?“ (Zeile 238-240)

6.6.5.1.2 Eltern

Frau C beschreibt, dass es ihren Eltern wichtig war, dass sie sich (sie und ihre Geschwister) nie im Gasthaus der Tante trafen bzw. sich dort aufhielten.

6.6.5.1.2.1 Mutter

Frau C berichtet kurz vom frühen Tod ihrer Mutter, sie erzählt, dass ihre Mutter im Vergleich zu ihren Tanten sehr bäuerisch angezogen war und diese immer einspringen musste, wenn eine Magd ausfiel.

6.6.5.1.2.2 Vater

Frau C beschreibt ihren Vater anhand von Erzählungen, sie meint, dass er viel Mitleid mit anderen Menschen hatte und dass sich ihr Vater sehr gut mit ihrem späteren Ehemann verstand.

*„Und er hat so viel Mitleid ghabt. Und die is halt bei uns behandelt wordn **noch besser** wie wir Kinder, gell?“ (Zeile 390-391)*

6.6.5.1.3 Cousine/ Tanten

Frau C beschreibt ihre Tanten (Schwestern vom Vater) als sehr vornehme Damen, die sehr gut gekleidet waren. Sie erzählt, dass ihre Tanten schwere Arbeit vermieden und diese immer die Mägde bzw. ihre Mutter zu erledigen hatte.

„Und da waren auch zwei Tanten,... na da werds erstaunt sein, wie die damals elegant waren schon, diese zwei Tanten, mit so komische Schuhe mit Schnallen und alles, und Besätze am Kleid und so.“ (Zeile 363-366)

6.6.5.2 WOHNORT

Frau C berichtet, wo sie wann gelebt hat.

Geburtsort

„Im Ende vom XXXtal in XXXbach geboren.“ (Zeile 6)

6.6.5.2.1.1 Wohnhaus

Frau C erzählt, dass sie in einem Landgasthaus wohnten. Vorne war das Gasthaus und im hintern Trakt wohnte die Familie. Sie betont, dass ihre Eltern nicht wollten, dass sie sich im Gasthaus aufhielten.

6.6.5.2.2 Thxx

Frau C berichtet vom Elternhaus ihres Ehemannes, dieses Haus bewohnten sie einige Zeit gemeinsam. Da es aber in einem abgelegenen Dorf liegt, in dem die medizinische Versorgung schlecht war, sind sie dann nach BoXX gezogen.

6.6.5.2.3 BoXX

Frau C erzählt, dass sie nach BoXX zogen, als ihr Mann in Pension ging.

6.6.5.3 KINDHEIT

Frau C erzählt, dass sie schon als Kinder viel mithelfen mussten, sie beschreibt ihr Lieblingsspiel und erzählt, dass der Kriegsbeginn für sie viel verändert hat.

„Du wir haben so viel arbeiten müssen als Kind schon, und überall zupacken und – des war net so wie heut, gell?“ (Zeile 323-324)

6.6.5.3.1 Spiele

Frau C erzählt, welche Lieblingsspiele sie in ihre Kindheit hatte.

„Aber am liebsten hab i spielt damals gell diese Grübchen was ma gmacht hat mit de Kugelen, ja, Mensch ärgere Dich nicht halt, und sonst hats eh nix gebn damals.“ (Zeile 351-353)

6.6.5.4 SCHULE

Frau C berichtet, dass die Volksschule damals acht Jahre dauerte. Als sie in der achten Klasse war, hat der Krieg in Österreich begonnen. Sie wurde dann sogleich auf Kinderlandverschickung zu der Familie eines evangelischen Pastors nach Deutschland geschickt. Nach diesen sechs Wochen hat sie in Österreich die Volksschule abgeschlossen. Für sie stellte sich daraufhin die Frage, was sie arbeiten sollte, und so ging sie wieder nach Deutschland zurück zu der Familie des evangelischen Pastors, wo

sie als Kindermädchen zu arbeiten begann. Etwas später machte sie in Deutschland die Ausbildung zur Kindergärtnerin, diese schloss sie positiv ab.

6.6.5.4.1 Volksschulzeit

Frau C berichtet, dass die Volksschule damals acht Jahre dauerte und Pünktlichkeit noch selbstverständlich war.

6.6.5.4.1.1 Kinderlandverschickung

Frau C erzählt, dass sie in der letzten Klasse für sechs Wochen auf Kinderlandverschickung zu der Familie eines evangelischen Pastors nach Deutschland geschickt wurde und erst danach die Volksschule abgeschlossen hat.

„Und damals hat sich natürlich sehr viel geändert für Österreich, auch für uns Kinder, ma hat dann gleich – obwohl ich letzte Klasse war, eine Kinderlandverschickung gemacht, was uns natürlich gepasst hat.“ (Zeile 40-43)

6.6.5.4.2 Kindergartenschule

Die Interviewte erzählt, dass sie sich mit 14 Jahren an dieser Schule selbständig bewarb und dann auch aufgenommen wurde. Sie erzählt, dass die Ausbildung viele Bereiche umfasste, dass sie in den Lernfächern immer zu den schlechtesten Schülerinnen zählte, dafür aber im praktischen Bereich immer sehr gut war.

6.6.5.4.2.1 Abschlussprüfung

Frau C berichtet von der Abschlussprüfung an der Kindergärtnerinnenschule, sie sagt, dass sie nur aufgrund ihrer praktischen Fähigkeiten durchkam, da sie in den Lernfächern immer zu den schlechtesten Schülerinnen zählte.

„Und zwei Tag vor der Prüfung haben sie halt alle nur mehr Bücher und Hefte und glernt und glernt, haben sie zu mir gsagt: „Jo, C, wos is, lernst du net?“ Na hob i gsogt: „i hob 3 ½ Joar net glernt, jetzt werds a nix mehr nützen.“ (Lachen) I bin aber dann doch durchgeschlüpft, [...]. Also in Praktisch war i einfach die Beste, und durch des bin i auch bei der Prüfung durchgrutscht, gell? //“ (Zeile 75-84)

6.6.5.5 KRIEG

Frau C berichtet über die große Veränderung, die der Kriegsbeginn für sie als Kinder bedeutete. Auf der einen Seite wurden sie gleich auf Kinderlandverschickung geschickt, was Frau C positiv in Erinnerung hat. Auf der anderen Seite erzählt sie, dass sie ihr Haus räumen mussten, da in ihrem Elternhaus ein Lazarett eingerichtet wurde. Ihr Vater war im ersten Weltkrieg in russischer Gefangenschaft und somit erzählte er seinen Kindern, dass die russischen Soldaten nicht so schlimm sind, wie sie in der Kriegspropaganda dargestellt wurden. Frau C machte jedoch eine andere Erfahrung, sie erzählt, wie schlimm die russischen Soldaten gewütet haben und dass sie und ihre ältere Schwester (Frau B) flüchten mussten, da ihr Vater es nicht mehr verantworten konnte, dass seine Töchter in dieser Gefahr lebten. Die beiden Schwestern flüchteten über den Brenner bis nach Südtirol, dort wurden sie sehr barsch aufgenommen und immer als Fremde bezeichnet. Einzig die zukünftige Schwiegermutter von Frau C war freundlich zu den Frauen und später heiratete Frau C Onkel Luis und blieb in Südtirol.

6.6.5.5.1 Einmarsch der Deutschen in Wien

Frau C erzählt, dass sie damals per Radio verfolgte, wie die Deutschen in Wien einmarschiert sind.

*„[...] und des war 38, da sind dann die Deutschen in Österreich einmarschiert. Wir haben daheim so Kopfhörer gehabt, und ich hab damals grad eine Halsentzündung gehabt, da hat man gsagt Angina. Und da hab ich die Hörer – in der Früh war ich, logisch, im Bett weil ich nicht in d'Schul gehen durft. Und da hab ich so **Schrein** und **Brüllen** gehört und „hail, hail“ und ich habs aber net auseinandersortiert, was des is. Nachher hab ich meinen Vater gerufen, hab ich gsagt: „komisch, die schrein alle so, die schrein alle so – was ist da? Da muss etwas in Wien sein. Es hat nur ein Sender gebn damals. Da haben wir in der Küche, da hamma so Stelagen ghabt, da war so großes Radio drauf, und des haben sie dann einschalten und da hat der Vater gsagt: „Um **Gott's Willen**, die Deutschen sein in Wien einmaschiert.“ (Zeile 29-43)*

6.6.5.5.2 Russische Soldaten

Die Interviewte erzählt, dass ihr Vater zu Beginn des Krieges meinte, dass sie (die zwei älteren Töchter) zu Hause bleiben könnten. Später jedoch konnte ihr Vater dies aus Sicherheitsgründen nicht mehr verantworten und die beiden Schwester, Frau B und Frau C, flüchteten über den Brenner nach Südtirol. Dort waren sie

jedoch nicht sehr willkommen, beide hatten Heimweh. Somit versuchten sie wieder nach Hause zu kommen, der Vater schickte sie aber wieder fort.

„Und Kriegsende – unser Vater hat dann gsagt: „ihr dürfts/ihr bleibts zu Hause, wenn die Russen kommen“. [...] Die Russen sind nicht so, er war im ersten Weltkrieg in Gefangenschaft, des is nur Nazi-Propaganda. Die Russen sind nicht so, ihr bleibts da.“ (Zeile 130-134)

*„Na, hamma gsagt, des is wirklich lei Propaganda so schlimm is des net. Es hat a Viertel Stunde gedauert, dann hamma gsehn, **wie schlimm dass des is** (langsam und betont gesprochen), es war katastrophal gell. ///“ (Zeile 147-154)*

Sie erzählt, dass sie eine Frau aus der Ukraine aufgenommen haben, welche nach ihren Aussagen sehr gut behandelt worden ist. Als diese jedoch russisch gehört hat, hat diese Frau verraten, wo die Familie die Wertgegenstände versteckt hat.

*„Und wie dann die Russen kommen san, russisch ghört, gell, hat die **alles** verraten, wo wir die Sachen versteckt ghabt haben. Wir haben Sachen in diese alten Waschröge verpackt, und die hat ma so Teerplatten draufgeben und hats im Garten eingraben. Und die hat des alles verraten dann. Da war ma schon alle so schockiert, weil ma gedacht haben, schau, die hat so viel Gutes in dem Haus erlebt, gell. Aber do die Muttersprache ghört und durchgedraht hat sie. Und is schon auch mit de Russen mitgezogen, gell, und keine Ahnung, was aus dem Mädal gwordn is.“ (Zeile 391-399)*

6.6.5.5.3 Waffen SS

Frau C erzählt, wie sie das Haus räumen mussten, da in ihrem Elternhaus ein Lazarett eingerichtet wurde.

*„Und haben gsagt: // „raus ausn Haus!“ Na hat der Vater schnell a paar Pferde eingespannt und des **Wichtigste** hamma gnommen und da is dann ein Lazarett rein kommen. Des is halt an der Straße gwesn, in einer halben Stunde müssts geräumt haben net. ///“ (Zeile 138-141)*

6.6.5.5.4 Leben während des Krieges

Frau C erzählt, dass sie ihr Geburtshaus verlassen mussten und zu den Großeltern gezogen sind. Sie berichtet, dass sie sich zuerst in der näheren Umgebung versteckten, ehe sie und ihre Schwester flüchteten.

„Da samma nach XXXbach a bissl a Berg zu de Großeltern, und da warn so viel Verwandte von Wien schon und Platz hamma alles, Heu und zu zweit, zu dritt in die Betten.“ (Zeile 141-144)

6.6.5.5.4.1 Versteckt sein

Sie erzählt, dass sie sich vor ihrer Flucht in Felsenlöchern versteckt haben.

6.6.5.5.4.2 Flucht (gemeinsam mit Frau B)

Sie erzählt von der Flucht über den Brenner und davon, dass sie beim ersten Transport nach Österreich mit den Amerikanern wieder in die Heimat zurückgekehrt ist. Sie musste jedoch ein zweites Mal flüchten und dieses Mal blieb sie in Südtirol. Zu dieser Zeit kannte sie schon ihren zukünftigen Ehemann, Herrn Luis, der aus Südtirol stammt.

„Und bin dann drinnen gwesn, bis i gheart hob, dass der erste Transport nach Österreich aus geht von de Amerikaner aus, gell? Und dann haun i mi gemeldet, weil i hauns vor lauter Heimweh nicht mehr ausghalten, gell? Und bin dann mitn ersten Transport raus, des woar im Oktober [...].“ (Zeile 197-201)

6.6.5.5.4.2.1 Leben in TXX

Sie erzählt, dass sie die Leute in TXX (Südtirol) als Fremde gesehen haben und nur ihre zukünftige Schwiegermutter freundlich war. Ihre Schwester, Frau B, kehrte deshalb bald in ihre Heimat zurück, Frau C blieb und suchte sich Arbeit.

„Des ist komisch, dass man nicht angenommen wird und was ma alles mitgmacht haben und so, gell? //“ (Zeile 170-171)

6.6.5.5.4.2.2 Leben in SXX

Frau C erzählt, dass sie während des Krieges in SXX (Südtirol) als Kindermädchen arbeitete. Dort wurde sie sehr herzlich aufgenommen. Auch heute hält sie noch zu den von ihr betreuten Kindern Kontakt.

6.6.5.6 BERUF

Frau C erzählt, dass ihr Kinder immer sehr wichtig waren und sie sich immer Kinder suchte, die Hilfe brauchten. Dieses Engagement hat Frau C später zum

ihrem Beruf gemacht, sie hat zuerst als Kindermädchen gearbeitet und später als Kindergärtnerin.

„Ich hab eigentlich – für mich waren immer die Kinder wichtig, [...]“ (Zeile 318-320)

6.6.5.6.1 Kindermädchen

Die Interviewte erzählt, wie sie in SXX (Südtirol) als Kindermädchen gearbeitet hat. Auch heute hält sie noch zu den von ihr betreuten Kindern Kontakt.

6.6.5.6.2 Kindergärtnerin

Frau C spricht von ihrer Arbeit als Kindergärtnerin und davon, dass sie schon bald einen Kindergarten in XXXkreuz leitete.

6.6.5.6.2.1 Stelle in EXX

Frau C erzählt über ihren Berufseinstieg als Kindergärtnerin in EXX. Schon nach sehr kurzer Zeit, nach drei Monaten, musste sie zur Dienststelle der NSV⁶, Frau C bekam dort eine neue Stelle als Kindergartenleiterin angeboten. Dies war deshalb unüblich, da ihre Praktikumszeit von einem Jahr noch gar nicht vorbei war.

6.6.5.6.2.2 Stelle in XXXkreuz

Frau C nahm die Leitungsstelle in XXXkreuz an und übersiedelte dorthin. Sie erzählte, dass der Kindergarten in einem alten Kloster untergebracht war und es dort sehr unheimlich war. Sie selbst hatte keine Angst, aber alle anderen Kindergärtnerinnen vor ihr hielten es dort nicht lange aus.

6.6.5.7 SELBST GEWÄHLTE FAMILIE

Die Interviewte erzählt viel über ihren Ehemann Herrn Luis, dieser stammt aus Südtirol, er und Frau C wohnen jetzt gemeinsam in BoXX. Frau C und ihr Ehemann haben selbst keine leiblichen Kinder, sie haben sich aber immer um Kinder gekümmert, die zu wenig

⁶ Nationalsozialistische Volkswohlfahrt

„Nestwärme“ bekommen haben. Als weitere Person kommt noch ihre Schwiegermutter vor, diese wird als sehr herzlich beschrieben. Sie erwähnt, dass ihr Schwager und ihre Schwägerinnen alle anständige Menschen sind.

6.6.5.7.1 Ehemann

Sie berichtet, wie sich kennen gelernt haben bzw. von ihren Schwestern verkuppelt wurden. Frau C sagt, dass sie mittlerweile 60 Jahre verheiratet sind und sie eine schöne Ehe haben. Sie erzählt, dass ihnen viele gute, aber auch einige schlechte Dinge widerfahren sind. In den 60 Jahren war ihr Mann in politischer Gefangenschaft, heute ist er im Schützenverein aktiv. Sie berichtet, dass sie früher gerne wandern waren, das jetzt auf Grund des schlechten Gesundheitszustandes ihres Mannes aber nicht mehr möglich ist.

„Mei Mann is so voller Ideale, hilfsbereit, [...]Könnt bestimmt nix tun, wos jemand schodn würd oder so, gell.“ (Zeile 633-637)

6.6.5.7.1.1 Kennen lernen

Ihr Mann war damals bei den Gebirgsjägern in BXX stationiert und dort haben sie sich auch kennen gelernt und wurden von ihren Schwestern verkuppelt.

*„Kennenglernt hab i erm, also die Brandenburger waren in BXX in der MXXburg; die MXXlburg gibt's ja jetzt nimma, net? Und da haben sie mich – ich bin anfangs Oktober von der Schule heim kommen, und da hab i scho ghört, dass Omi und Finni und olle, hot ma immer von de Gebirgsjäger ghört. Na han i gsogt: „Na wart's lei, wenn i daheim bin, des werd i ma einstelln. Was **glauben de do, de klein Gschwister** und do, **von wegen Freundschaften** mit Gebirgsjäger!“ Und des wor dann am Montag, bin i heimkommen, und am Mittwoch sind ma ins Kino, von SXXlback von BXX mit de Radln, gell, und na sitz ma im Kino: die Finni, ich, und neben mir a Gebirgsjäger. Ja des kann ja passieren, net? Da denkst da ja nix im Kino. Und da gibt sie mir a Sackerle mit Keks, nehm eins raus und gibs ihr zrück, na sagt sie: „na gibt dem Soldat neben dir auch?“ Na ghört hot er's, na haun i gsogt: „na bitte, langens zu“. Na hat er gsagt: „Danke, Fräun C“. Na haun i jo glei gschalt. Den haben sie bestellt ghabt. Des war ja, gell? Na bin i nimma mehr los wordn!“ (Zeile 211-225)*

6.6.5.7.1.1.1 Ehe

Die Interviewte erzählt, dass sie mittlerweile 60 Jahre verheiratet sind und sie eine schöne Ehe haben. Sie meint, dass in letzter Zeit Ruhe eingekehrt ist.

„Und von dem her, heuer hamma Diamantene ghabt, 60 Joar, und da hat sich auch nicht mehr sehr viel – seither ist eigentlich immer Ruhe gwesn dann. Wir haben eine sehr schöne Ehe ghobt und es ist jetzt noch schön, sind 60 Jahre sehr sehr kurz gwesn eigentlich, gell?“ (Zeile 228-232)

6.6.5.7.1.2 Politische Gefangenschaft

Frau C erzählt, dass ihr Mann in den 1960er Jahren in politischer Gefangenschaft war. Sie meint, dass dies eine schwere Zeit war, sie damals aber viel Unterstützung von den Gebirgsjägern bekommen hat. Diese wollten sie finanziell unterstützen, sie lehnte aber ab und lies das Geld einer anderen Familie mit Kindern zukommen. Frau C setzte sich damals stark für ihren Mann ein, sie sprach oft vor Gericht vor, sie war eine der ersten Frauen, die wieder Kontakt zu ihren Männern haben konnte. Nach dreieinhalb Monaten kam ihr Mann wieder frei.

*„[...] Da warn ja schon die Folterungen und so, gell, und i hab gsagt, wie lang wirdn mei Mann da bleiben, und ding. „Ja,“ hat er gsagt, „des kann **25 Jahr** dauern.“ Na wollt i schau, dass i zuwe komm. 5 Tage bin i net zu ihm kommen. Na bin i amol am Gricht **so narrisch woarn**, na wenn i amol **aurast**, rast **i richtig** aus. Na sog i: „Hobts man so daschlogn, dass man nimma anschaun kann?“ Gell? Na war i eigentlich von der Gruppe die erste von de Frauen, was ihn zu sehen gekriegt hat. Na überhaupt nix, gell? Des haben sie damals schon glassen. Und er ist dann auch nach 3 ½ Monat schon wieder daheim gwesn.“ (Zeile 406-432)*

6.6.5.7.1.3 Arbeit

Die Interviewte erzählt, dass ihr Mann gelernter Schuhmacher war und später auf ihr anraten hin die Abendschule besucht hat und schließlich im Büro gearbeitet hat.

6.6.5.7.1.4 Schützenverein

Frau C berichtet, dass ihr Mann beim Schützenverein aktiv ist, sie sagt, dass dies auch für die Jungen ein gutes Vorbild sein kann.

Mann und Vater

Frau C erzählt, dass sich ihr Mann und ihr Vater von Anfang an sehr gut verstanden haben.

6.6.5.7.1.5 Gemeinsame Freizeit

Frau C erzählt, dass sie und ihr Mann in ihrer Freizeit sehr oft in den Bergen waren. Fernreisen haben sie sich nicht geleistet.

„Also wir haben immer so vernünftig glebt, wir sind am Berg alles zu Fuß gangen, gell. Des meiste was i in mein Leben gangen bin, waren 16 Stunden. Gangen. Ja der Onkel Luis sagt, es wird kaum irgend ein Spitz sein, auf dem wir net oben waren; klettern und so, gell. Wor natürlich herrlich da, diese Touren machen. Und bei uns hats keinen Urlaub geben, sag ma, wie i oft ghört hab, Spanien und und, was überall hin sein, gell. Bei uns warn de Berg im Sommer und Rucksack und los geht's. Nach drei, vier Tag samma heim, alles wieder gwechselt, (xxx) und nächste Tour.“ (Zeile 498-506)

6.6.5.7.2 Kinder

Frau C erzählt, dass sie selbst keine leiblichen Kinder hat, sich aber immer um Kinder gekümmert hat, die zuwenig Liebe bekommen haben. Sie betont, dass sie zu diesen Kinder noch immer viel Kontakt hat und sie für diese Kinder viel Gutes getan hat.

*„/// Und nein, wie würd i sagn: „i hob selber keine Kinder, aber ich hab ungefähr über 30. I hob ma immer so Kinder gsucht, die Probleme ghobt ham, sogma die Eltern mehr Probleme, gell? Auch die do, denen da des Haus ghört, des warn eigentlich auch Kinder, wo die Mutti **nur** Geschäftsfrau, **keine Nestwärme** ghabt haben, tut sie sich wundern, ruft an und sagt: „na C, kannst net kommen, i bin wieder so allein!“ gell? Sie hat die Kinder immer allein glossn, weil zu mir kommen sie, die Kinder, gell? Und so hab ich sehr sehr viele Kinder.“ (Zeile 258-265)*

6.6.5.7.2.1 Andreas

Sie erzählt von Andreas, er musste als Kind zwei Mal die Volksschule wiederholen und von Seiten den des Schulgesetzes hieß es, dass es ein drittes Mal nicht möglich ist und er somit in eine Hilfsschule gehen sollte. Frau C nahm sich des Kindes an und schon bald wurden die schulischen Leistungen besser und später machte Andreas die technische Gewerbeschule. Heute ist Herr Andreas laut Frau C Obstbauer und ein wunderbarer Vater. Sie meint, dass er auch so ein Problemkind war und es ohne ihre Hilfe nicht so gekommen wäre.

6.6.5.7.2.2 Patenkind

Frau C berichtet von ihrem Patenkind. Sie erzählt, dass die Mutter des Kindes krebskrank war und sie deshalb eine Patin für ihr Kind suchte. Niemand im ganzen Umfeld wollte die Patenschaft übernehmen und somit kam das Kind zu Frau C. Frau C setzte sich für eine gute Behandlung der Frau ein und sie kümmerte sich um das Kind, heute ist es so als wäre sie ihre eigenen Tochter.

„Wenn i dran denk, unser Patenkind die Christine, nau wia gsogt, wir haum den Kontakt, weil die Christine ist heit a so, als obs unser Kind wär.“ (Zeile 591-593)

6.6.5.7.3 Schwiegermutter

Sie erzählt, dass sie von ihrer Schwiegermutter sehr herzlich aufgenommen wurde.

6.6.5.7.4 Schwager/ Schwägerinnen

„Und haun eigentlich alles brave Schwager und Schwägerinnen gekriegt, des is auch sehr viel, gell?“ (Zeile 242-244)

6.6.5.8 LEBEN IM ALTER

6.6.5.8.1 Altersheim

Frau C erzählt, dass sie jetzt in die Stadt gezogen sind, da hier die medizinische Versorgung besser ist. Sie erzählt, dass sie für kurze Zeit in einer kleinen Wohnung im Altenheim gewohnt haben und ihr das sehr gut gefallen hat, da sie viele Personen um sich hatte. Ihr Mann hielt es aber dort nicht aus, da er jeden Tag die kranken und pflegebedürftigen Menschen um sich hatte. Somit zogen sie aus dem Altenheim aus und in eine Wohnung im Zentrum von BoXX.

6.6.5.9 LEBEN DAMALS

Frau C erzählt, dass sie damals ohne Hunger aufgewachsen sind und immer schon mithelfen mussten. Sie berichtet über das Nachrichtenradio und darüber, dass sie zu Hause einen Hausknecht hatten, der eigentlich zur Familie gehörte.

6.6.5.9.1 Kein Hunger

Frau C hebt heraus, dass es damals nicht selbst verständlich war ohne Hunger aufzuwachsen.

6.6.5.9.2 Radios

Die Interviewte erzählt, dass es damals nur Nachrichtenradio gab.

„Du Radio hats damals net gebn. Radio hat ma net ghabt, also nur des – den einen großen, und da sein nur Nachrichten durchkommen.“ (Zeile 320-322)

6.6.5.10 EINSTELLUNGEN

Frau C legt ihre Einstellung in Bezug auf Religion und Erziehung dar.

6.6.5.10.1 Glaube

Frau C findet es schlimm, dass sich so viel Menschen als Christen bezeichnen, obwohl nur die wenigsten nach christlichen Werten leben bzw. handeln. Außerdem findet sie es nicht gut, dass die Wissenschaft versucht, alles zu belegen bzw. zu zerlegen.

*„Und mir kommt vor, wenn ma a guter **Christ** ist, es **Wichtigste** ward, echt **guat** sein, **helfen**, na? Und da fehlts bei de Betschwestern oft ganz grob.“ (Zeile 586-591)*

*„Und wos i jetzt gaunz, gaunz schlimm find, dass sie do mit der Wissenschaft so in unsern Glauben scho reingreifen, gell? Weil mir kommt vor, ohne Glauben kann ma net leben, vor allen Dingen **die Jugend** net. Man muaß doch an etwas glauben und irgendwo a **Ziel** hobn und so. Und wenn sie do jetzt kumman mit eanare **1000** von Joaren und und ollas zerlegen und ///, des is a furchtbarer Schaden für die Jugend. Oba, unsere Wissenschaftler wollen halt Geld machen, gell? Ja guat.“ (Zeile 17-24)*

6.6.5.10.1.1 Messe gehen

Die Interviewte erzählt, dass sie und ihre Geschwister früher zwei Mal die Woche in die Kirche gegangen sind. Heute geht sie jeden Sonntag in die Messe.

6.6.5.10.1.2 Spiritualität

Frau C erzählt, dass sie auch an die Kräfte in der Natur glaubt.

„...die hat furchtbar an Depressionen glitten, und und – also ganz am Boden zerstört. Und wir haben ihr nix gsagt wegen dem Hügel, und mir sein da auf die Felsenplatten gsssn oben, zwei Stunden, es war scho fast finster, wie ma runter sein da. Und nach zwei Stunden sagts: „Du, i fühl mi wie neu geboren.“ (Zeile 542-548)

6.6.5.10.2 Erziehung

Frau C berichtet lang über ihre Erziehung, sie meint, dass die gute Vorbildwirkung der Eltern sehr wichtig ist. Für die Gegenwart würde sich Frau C wünschen, dass die jetzigen Eltern mehr auf ihre Kinder schauen würden und dem Beruf nicht so viel Raum geben würden.

„Ja, und des wär auch richtig, wenn Sie da heute auch noch mehr schauen würden.“ (Zeile 360-361)

6.6.5.11 SELBSTBESCHREIBUNG

6.6.5.11.1 Sparsamkeit

Frau C beschreibt sich selbst als sehr sparsame Person. Sie erzählt, dass sie in ihrer Jugendzeit viel mehr Geld ausgegeben hat und damals nicht so gut wirtschaften konnte. Sie erinnert sich genau, dass sie einmal das ganze Wochengeld für Feigen und andere teure Lebensmittel ausgegeben hat und es ihr nachher sehr peinlich war, da sie Angst hatte, dass die Schwiegermutter jetzt eine schlechte Meinung von ihr hat. Sie meint, dass sie seit diesem Erlebnis sehr sparsam, aber nicht geizig ist. Sie würde sich nie einen Kaffee im Kaffeehaus gönnen, lädt aber gerne Leute zu sich nach Hause ein. Frau C erzählt, dass den Pensionisten langsam das Geld ausgeht, weil diese immer über ihren Verhältnissen leben. Sie selbst hat nie ein Auto besessen und ist mit ihrem Mann immer im Urlaub auf den nahe gelegenen Bergen wandern gewesen. Deshalb, so sagt Frau C, geht es ihnen jetzt finanziell gesehen auch sehr gut.

6.6.6 Protokoll der Handlungsstränge Frau C

Frau C erzählt ihr Leben anhand von elf Handlungssträngen. Sie berichtet über ihre „**Ursprüngliche Familie**“, ihren „**Wohnort**“, ihre „**Kindheit**“, die „**Schule**“, den „**Krieg**“, ihren „**Beruf**“, ihre „**selbst gewählte Familie**“, das „**Leben im Alter**“, das „**Leben damals**“, ihre „**persönlichen Einstellungen**“ und macht eine „**Selbstbeschreibung**“.

Im ersten Handlungsstrang „**ursprüngliche Familie**“ erzählt Frau C viel über ihre Geschwister. Frau C erzählt viele Anekdoten von ihren Brüdern und Schwestern, alle diese belegen, dass Frau C sich und ihre Geschwister als sehr brave Kinder in Erinnerung hat, die nie große Schwierigkeiten gemacht haben. Sie fühlt sich immer noch sehr verbunden mit ihnen, sie meint, dass sie immer Unterstützung von ihren Geschwistern bekommen würde, falls dies nötig sei. Persönlichen Kontakt gab es schon lange nicht, da der Ehemann von Frau C krank ist und nicht mehr so weit reisen will. (Frau C wohnt in Südtirol und nicht wie der Rest der Geschwister in Niederösterreich oder im Burgenland.) Die Eltern werden im Verhältnis zu den Geschwistern nur kurz beschrieben, Frau C erzählt mehr über den Vater als über ihre Mutter.

Im zweiten Handlungsstrang „**Wohnort**“ beschreibt Frau C, wo sie wann gelebt hat. Sie erzählt von ihrem Heimatort und dem Elternhaus. Später zog sie zu ihrem Ehemann nach ThXX in Südtirol, wegen der schlechten medizinischen Versorgung sind sie jetzt in die Stadt, nach BoXX, gezogen.

Im dritten Handlungsstrang „**Kindheit**“ erzählt sie, dass sie schon als Kinder mithelfen mussten, sie beschreibt kurz, was sie damals gespielt haben.

Im vierten Handlungsstrang „**Schule**“ beschreibt sie ihre Volksschulzeit, sie erzählt, dass gegen Ende ihrer Schulzeit der Krieg ausgebrochen ist und sie auf Kinderlandverschickung nach Deutschland geschickt wurden. Sie meint, dass ihr das gut gepasst hat und sie anschließend die Volksschule abgeschlossen hat. Frau C beschreibt, dass sie nicht genau wusste, was sie jetzt machen sollte und deshalb ging sie wieder nach Deutschland und erfuhr durch Zufall von einer Kindergartenschule. An dieser bewarb sie sich im Alter von 14 Jahren, sie wurde aufgenommen und schloss die Ausbildung erfolgreich ab. Frau C betont, dass sie schon zu dieser Zeit sehr selbständig war und diese Zeit in der Kindergartenschule als sehr schöne Zeit in Erinnerung hat. Sie

sagt, dass sie in den Lernfächern nie gut war, aber in den praktischen Fächern immer zu den besten Schülerinnen gezählt hat. Der vierte Handlungsstrang ist mit dem fünften Handlungsstrang verbunden, da in diese Zeit der Kriegsbeginn fällt.

Im fünften Handlungsstrang **„Krieg“** beschreibt die Interviewte die großen Veränderungen, die der Kriegsbeginn für sie bedeutete. Sie hat eine sehr differenzierte Sichtweise, auf der einen Seite meint sie, dass es auch gute Erinnerungen an diese Zeit gibt (zum Beispiel Kinderlandverschickung), auf der anderen Seite hat Frau C viele negative Erinnerungen an die Kriegszeit. Sie erzählt vom Einmarsch der Deutschen in Wien, von den Russen und der Waffen SS. Als zentrales Thema des fünften Handlungsstranges kann jedoch die Flucht der beiden Schwestern, Frau B und Frau C, bezeichnet werden. Sie beschreibt genau, dass ihr Vater anfangs meinte, dass sie zuhause bleiben könnten, da die Russen nicht so wären, wie sie in der deutschen Propaganda dargestellt würden. Etwas später zeigte sich jedoch, dass dies nicht möglich war, da die Russen laut Aussage von Frau C schrecklich wüteten. Sie und ihre Schwester Frau B flüchteten gemeinsam, sie landeten letztendlich in Südtirol in TXX. Frau C beschreibt dieses Dorf in Südtirol als scheinheiliges Bergdorf, sie wurden dort nur sehr barsch aufgenommen. Somit versuchten sie bald wieder nach Hause zu kommen. Doch sie mussten wegen der Russen ein zweites Mal ihre Heimat verlassen und dieses Mal blieb Frau C für immer in Südtirol, sie lernte schon zu Hause ihren zukünftigen Mann Herrn Luis, einen gebürtigen Südtiroler, kennen. Frau C erzählt, dass sie zu dieser Zeit schon als Kindermädchen gearbeitet hat.

Im sechsten Handlungsstrang **„Beruf“** erzählt sie, dass sie ihr Engagement für benachteiligte Kinder zu ihrem Beruf gemacht hat. Sie sagt, dass Kinder für sie immer wichtig waren und sie immer versucht hat, Kinder zu unterstützen. Dieser Handlungsstrang ist eng mit dem siebten Handlungsstrang **„selbst gewählte Familie“** verbunden, da Frau C sich auch im privaten Bereich um ihrer Ansicht nach benachteiligte Kinder gekümmert hat. Die interviewte Person hat zuerst als Kindermädchen gearbeitet, später als Kindergärtnerin und Kindergartenleiterin. In Niederösterreich war sie erwerbstätig, in Südtirol hat sie viele unentgeltliche Tätigkeiten (siehe Handlungsstrang „selbst gewählte Familie“) übernommen.

Im siebten Handlungsstrang **„selbst gewählte Familie“** wird auf der einen Seite der Ehemann von Frau C sehr genau beschrieben, auf der anderen Seite beschreibt Frau C

ihre Pflegekinder sehr detailliert. Frau C selbst hat keine leiblichen Kinder, sie hat sich aber immer um Kinder gekümmert, die ihrer Ansicht nach zu wenig Zuneigung bekommen haben. Frau C meint, dass sie somit um die 30 Kinder hat, einige davon sind heute wie eigene Kinder. Über ihren Ehemann berichtet sie sehr umfassend, sie erzählt vom Kennenlernen, von ihrer Ehe und davon, dass sie auch einige schwierige Zeiten zusammen gemeistert haben. Frau C sagt, dass ihr Mann auf Grund seiner politischen Überzeugung einmal für drei Monate im Gefängnis war und sie damals die Kameradschaft seiner Freunde erlebt hat. Sie schildert die Freundschaft ihres Mannes zu ihrem Vater und beschreibt ihre gemeinsame Freizeit. Frau C resümiert, dass es heute schon viel ruhiger geworden ist, dass sie aber eine schöne Ehe hatten und noch immer haben. Frau C erzählt auch, dass es ihren Mann gesundheitlich nicht mehr so gut geht und sie deshalb jetzt nicht mehr verreist (siehe auch „ursprüngliche Familie“). Frau C erzählt exemplarisch von zwei Kindern, sie erzählt von Andreas und Christine. Beide Kinder hatten laut Frau C eine schwierige Position, um beide hat sie sich gekümmert. Sie betont immer wieder, dass sie diese so genannten schwierigen Fälle geradezu angezogen haben. Für Frau C sind nicht die Kinder an ihren Problemen schuld, sondern die Eltern. Sie betont, dass sie noch immer Kontakt zu vielen Kindern hat und dass sie für viele eine Ersatzfamilie geboten hat.

Im achten Handlungsstrang **„Leben im Alter“** erzählt sie, dass sie aufgrund der schlechten gesundheitlichen Verfassung ihres Mannes schon einmal kurz in einer Wohnung in einem Altenheim gewohnt haben. Für sie war diese Wohnform sehr gut, da sie viel Kontakt zu anderen Bewohnern hatte. Ihr Ehemann wollte dort jedoch nicht länger wohnen, da er nicht jeden Tag von kranken Menschen umgeben sein wollte. Somit veränderten sie ihre Wohnsituation noch einmal und zogen in eine kleine Eigentumswohnung nach B0XX.

Im neunten Handlungsstrang **„Leben damals“** betont sie, dass sie und ihre Geschwister in ihrer Kindheit ohne Hunger aufgewachsen sind und dies nicht selbstverständlich war. Sie erzählt, dass sie schon als Kind viel arbeiten musste (siehe Handlungsstrang „Kindheit“).

Im zehnten Handlungsstrang **„Einstellungen“** beschreibt Frau C ihre Sichtweise zu Religion und Erziehung. Sie kritisiert an Katholiken, dass diese ihren Glauben oft sehr scheinheilig ausüben. Frau C meint, sie respektiert den Glauben, jedoch nur wenn dieser

„echt“ ist und auch gelebt wird. Sie meint, dass man ohne Glauben nicht leben kann, und verurteilt die Wissenschaft, da diese immer alles belegen will, das aber bei Religion nicht möglich sei. Frau C sieht das als furchtbaren Schaden für die Jugend, da diese somit ihr Ziel und ihre Orientierung verlieren könnte. Zum Thema Erziehung meint Frau C, dass die Vorbildwirkung der Eltern sehr wichtig ist. Sie kritisiert, dass heute viele Eltern lieber Karriere machen, als sich um ihre Kinder zu kümmern.

Im elften und letzten Handlungsstrang **„Selbstbeschreibung“** schildert Frau C, wie es dazu kam, dass sie jetzt so sparsam ist. Sie meint, dass sie früher einmal das gesamte Wochengeld für Spezialitäten ausgegeben hat, dies war ihr eine Lehre und jetzt gibt sie keinen Cent unnötig aus. Frau C betont, dass sie nicht geizig, sondern sparsam ist. Sie sagt, dass sie zum Beispiel nie ins Kaffeehaus geht, ihre Freunde aber jederzeit zu ihr nach Hause Kaffee trinken kommen können.

6.6.7 Interviewbestimmende Themen und Muster bei Frau C

Auffällig an diesem Interview ist, dass Frau C immer wieder hervorhebt, wie brav sie und ihre Geschwister als Kinder waren. Sie berichtet an vielen verschiedenen Stellen des Gespräches davon, dass es nie Probleme gab und sie sehr leicht erziehbare Kinder waren. Auch sie selbst beschreibt sich später mit dem Attribut brav, sie meint, dass sie nie über ihren Verhältnissen gelebt hat und somit noch heute gut mit ihrem Geld auskommt.

Neben dem Motiv des Bravseins ist in diesem Interview erkennbar, dass sich Frau C immer um andere Menschen gekümmert hat. Dieses Kümmern um andere spiegelt sich sowohl in ihrem beruflichen als auch in ihrem privaten Leben wider. Frau C wählte den Beruf der Kindergärtnerin, davor arbeitete sie bereits als Kindermädchen. Sie sagt, dass ihr Kinder immer wichtig waren und sie benachteiligte Kinder geradezu angezogen habe. Im privaten Bereich hat sich Frau C ebenfalls benachteiligter Kinder angenommen, sie fügt hinzu, dass viele dieser Kinder heute für sie so wie eigene Kinder sind. Heute kümmert sie sich um kranke Personen in ihrem Umfeld.

In ihrer Erzählung beschreibt sie sich selbst als sehr selbstständig und sparsam. Als ein Beispiel für ihre Selbstständigkeit führt sie an, dass sie sich sehr früh selbst eine

Berufsausbildung organisierte und schon davor alleine nach Deutschland ging, da sie in ihrer Heimat keine Arbeit fand. Punkto Sparsamkeit unterscheidet sie zwischen sparsam und geizig sein. Sei meint, dass sie zwar sehr sparsam sei, aber niemals geizig, so würde sie zum Beispiel niemals in ein Kaffeehaus gehen, lädt aber im Gegenzug gerne Leute zum Kaffeetrinken zu sich nach Hause ein.

Weiters fällt auf, dass sie in ihrer Erzählung viele Einstellungen und Bewertungen zu verschiedenen Themenbereichen abgibt - weit mehr als ihre Geschwister.

6.7 Einzelauswertung Herr E

6.7.1 Kurzbeschreibung Herr E

Herr E ist 1930 geboren, er ist der fünfte in der Geschwisterreihe. Herr E ist verheiratet und hat zwei erwachsene Töchter. Er war berufstätig und ist mittlerweile in Pension. Herr E lebt mit seiner Frau in BXX in Niederösterreich.

6.7.2 Kurzbeschreibung der Interviewsituation

Das Interview wurde im Haus von Herrn E durchgeführt. Die Atmosphäre war vertrauensvoll. Nach dem Gespräch servierte seine Frau selbstgebackenen Kuchen und Saft.

6.7.3 Einstieg in das Interview:

Herr E erzählt zuerst über seine „ursprüngliche Familie“.

„Also, wie sie scho gsogt haum, war die Familie sehr groß, wir waren neun Geschwister, net. Und zu unserem Leidwesen ist unsere Mutter sehr jung verstorben, des war 1939. Der jüngste Bruder 2 ½ Jahr alt. Und i woar damals neun Jahr alt, 31 – 39, und die Oma war dann praktisch die Ersatzmama, die ja grad zufällig in Deutschland war und auf Urlaub da war und eben dann glei musste dableiben und schau'n dass ma des ganze irgendwie durchbringen, ne?“ (Zeile 8-14)

6.7.4 Ausstieg aus dem Interview (letztes Thema):

Die Erzählung von Herrn E endet mit einer Schilderung seines Gartens und der notwendigen Arbeiten im Garten.

„Und so gibt's hoit imma Orbeit, nen.[...] „Mei, Opa, bei dir is's so schön. Der Rasen, und olles. Wie mochst du des?“ Na sog i: „Gaunz afoch, mähen und pflegen, net?“ Da Martina ihr Goartn is ollewöi wia a Föd. Do wochst des Unkraut, da Zigurie, und ois wos gibt, und so hoch und [...] des mog i hoit net. Owa es is hoit, wie gsogt, sehr sehr viel Arbeit. ///“ (Zeile 455-474)

6.7.5 Verdichtungsprotokoll Herr E

„Könnte i eigentlich net sogn, na, i hob so grob gschwind ois durch.“ (Zeile 428)

„Najo. Ja, und so, muaß i sogn, san 50 Joar oder wos vagaunen, ohne dass ma des gaunze so richtig mitkriegt hot. So schnö vergeht die Zeit.“ (Zeile 242-243)

6.7.5.1 URSRÜNGLICHE FAMILIE

Herr E erzählt, dass er eine sehr große Familie hat und diese in der ganzen Umgebung verstreut lebt. Er erzählt, was seine Geschwister gearbeitet haben und wie der Kontakt jetzt aussieht bzw. wie es den Geschwistern gesundheitlich geht. Seine Schwester, Frau B, bezeichnet er als Ersatzmutter, von ihr spricht er im Rahmen der Kategorie Familie am meisten. Vater und Mutter werden kurz erwähnt. Herr E war neun Jahre alt, als seine Mutter verstarb. Sein Vater versorgte ab diesem Zeitpunkt die Kinder alleine. Als weitere Personen mit Familienkontext kommen die Tanten vor.

6.7.5.1.1 Geschwister

Herr E erzählt, was sie gearbeitet haben und wie der Kontakt jetzt aussieht bzw. wie es ihnen gesundheitlich geht. Er führt als Einziger alle seine Geschwister an.

6.7.5.1.1.1 Bruder A

Herr E erzählt, dass sein ältester Bruder als Soldat im Zweiten Weltkrieg war und das Geschäft des Vaters übernahm, als er wieder nach Hause kam. Er erzählt, dass sein Bruder schon gestorben ist.

„Der älteste Bruder ist dann vom Krieg zhaus kommen, der hot daun zhaus des Gschäft übernommen vom Papa, der hot ghobt a Kalkbrennerei und Holzhandel, den hot da Bruder dann übernommen und die zwei Tanten haben in XXXbach des Gasthaus ghobt.“ (Zeile 70-74)

6.7.5.1.1.2 Schwester B

Herr E berichtet, dass Frau B praktisch seine Ersatzmutter war und diese jetzt alleine in KXXsee wohnt. Herr E meint, dass er sie gerne in seiner Nähe hätte, Frau B aber ihren jetzigen Wohnort nicht verlassen will.

*„Aber wir haben des irgendwie trotzdem geschafft und mit Hilfe von deiner **Oma**, die sehr im Einsatz war, net, und nachn Krieg dann also den Papa schon kennengelernt hat, den Opa, und dann nachn Krieg dann eben noch a poar Joar bei uns zu Hause blieben und dann erst heiraten konnte, nen.“ (Zeile 19-23)*

„Na und bei der Oma is natürlich – der Oma hob i scho vor a poar Joar scho angeboten, sie soll sich doch die Wohnung draußen nehmen. Do hätt ma zum vermieten aufgehört. Sog i: „Hearst, du host a gaunze Wohnung do, des BXXX-Wien is ka Problem für die Kinder, die kennan olle jederzeit kumman oder amal eine Woche bleiben bei dir do. Oba sie ist nicht weg zu bringen da unten.“ (Zeile 189-194)

6.7.5.1.1.3 Schwester C

Herr E erzählt, dass seine Schwester verheiratet ist und in Südtirol lebt. Er sagt, dass sie keine eigenen Kinder bekommen konnte und sich deshalb immer um andere Kinder gekümmert hat.

„Des is wieda – Tante C hot wieder a gaunz a aundere Zeit erlebt und und daun selbständig mitn Kindergoarten und so weiter woarscheinlich und (XXX). Dann hot sie jo die Kinder in Pflege ghobt – oder – net direkt in Pflege, sondern aufgezogen, ge, von den armen Geschäftsleuten. /// Ja, genau. Na aber des is wirklich so ihre Leidenschaft gwesn.“ (Zeile 416-420)

6.7.5.1.1.4 Bruder D

Herr E beschreibt die beruflichen Stationen seines Bruders.

„Dann war da Onkel D, der war von Beruf Steinmetz. Der hot a Zeit in der Semperit goarweit a und daun is a zur BXXX Bahn, woar durtn Schaffner oder oder irgend so was net.“ (Zeile 86-89)

6.7.5.1.1.5 Bruder F

Herr E spricht über die frühere Arbeit seines Bruders und erzählt, dass er jetzt gesundheitliche Probleme hat.

„Der Onkel F hot in der Semperit goarweit, a bis zur Pension, net. Es geht eam net sehr guat derzeit, glaub i, hat gesundheitliche Probleme, ne.“ (Zeile 95-97)

6.7.5.1.1.6 Schwester G

Herr E erzählt, dass seine Schwester früher gearbeitet hat und es jetzt schon länger kein Treffen gegeben hat.

„Die G hob i a scho sehr laung net gsegn. Früher is sie öfter zur H kumman.“ (Zeile 187-188)

6.7.5.1.1.7 Schwester H

Herr E berichtet, dass seine Schwester nebenan wohnt. Er erzählt, dass diese früher im Gasthaus bei den Tanten gearbeitet hat.

6.7.5.1.1.8 Bruder I

Herr E erzählt, dass sein jüngster Bruder, Herr I, in einer Bäckerei gearbeitet hat. Durch diesen Kontakt fand er dort auch eine Stelle.

6.7.5.1.2 Eltern

Herr E berichtet vom frühen Tod seiner Mutter und davon, dass sein Vater dann mit ihm und seinen Geschwistern alleine war. Er erzählt, dass sein Vater eine Kalkbrennerei hatte und im Holzhandel tätig war.

6.7.5.1.2.1 Mutter

Herr E erzählt, dass er neun Jahre alt war, als seine Mutter gestorben ist.

„Und zu unserem Leidwesen ist unsere Mutter sehr jung verstorben, des war 1939. Der jüngste Bruder 2 ½ Jahr alt. Und i woar damals neun Jahr alt,...“ (Zeile 9-11)

6.7.5.1.2.2 Vater

Herr E erzählt, dass sein Vater nicht zum Militär musste, da er für seine Kinder zu sorgen hatte. Er berichtet, dass sein Vater eine Kalkbrennerei und einen Holzhandel hatte.

6.7.5.1.3 Tanten

Herr E berichtet, dass seine ältere Tante bei einem Autobusunglück gestorben ist und die jüngere Tante das Gasthaus geführt hat.

6.7.5.2 SCHULE

Herr E erzählt, dass er die Volksschule abgeschlossen hat.

6.7.5.2.1 Volksschule

Der Interviewte berichtet, dass er einen Unfall hatte und deshalb dem Unterricht vier Monate fern blieb. Aus diesem Grund musste er ein Schuljahr wiederholen.

„Und wos woar dann weiter // na jo, dann is eben der Krieg vorbei gaunga, die Schule hat begonnen, musste dann wiedermal – bin nach BXXX in die Schule gefahrn und musst ich dann abbrechen, weil do hob i an Unfall ghabt mit den Pferden, und war i vier Monat – also zwei Monat im Krankenhaus und vier Monat von der Schule weg. Und dann hots ghaßn, i heat müssen ein Joar wiederholn. Jetzt bin i dann wieder zurück nach XXXkreuz in die Schule gangen und hob dort die Schule fertig gmocht, also die Volksschule praktisch.“ (Zeile 23-31)

6.7.5.3 KRIEG

Herr E erzählt wenig über den Krieg, er meint nur sehr allgemein, dass dies eine schwierige Zeit war und dass der Vater nicht einrücken musste.

6.7.5.4 BERUFLICHER WERDEGANG

Herr I berichtet über seinen Berufstraum, diesen konnte er jedoch nicht verwirklichen. Er erzählt, dass er dann in Wien als kaufmännischer Angestellter gearbeitet hat und dies eine sehr anstrengende Zeit war. Später wechselte er zur Firma Semperit, dort arbeitete er als Kantinenwirt und Küchenchef bis zu seiner Pension.

6.7.5.4.1 Berufstraum

Herr E erzählt, dass er eigentlich Förster bzw. Jäger werden wollte, dies aber nicht möglich war.

6.7.5.4.2 Arbeit

Herr E erzählt von seiner Zeit als kaufmännischer Angestellter, diese Zeit bezeichnet er als die anstrengendste Zeit in seinem Leben, da er immer sehr früh nach Wien fahren musste und erst spät am Abend nach Hause kam. Zu dieser Zeit lernte er seine spätere Ehefrau kennen.

„Also und die, die anstrengendste Zeit für mich woar jo de fünf Joar in Wien, net? I bin um viertel sechs zum Zug gangen, um fünf. Um viertel sechs fährt die erste BXXX Baun, und mit der bin i reingefahrn bis zur Oper und dann bin i in die Herrengossn gaungen und auf'd Nocht hauma um hoib sieben zuagsperrt. Und bis i zum Zug kumman bin, woars viertel acht und um viertel neun woar i wieder in Boden. Oiso 15 Stunden hin und zrück (niest) – na, mocht nix.“ (Zeile 244-250)

6.7.5.4.2.1 Semperit

Herr E erzählt, dass er sich beruflich verändert hat. Den neuen Job (Kantinenwirt und Küchenchef) hat Herr E bis zu seiner Pension ausgeübt.

„Des woar amoi a Betrieb, heut is ja leider nicht mehr, net. Sagt er: „Die suchen jemanden für die Werkskantine“. Net, und do hob i mi daun um den Posten beworben und woar daun durt bis zur Pension, Kantinieur und Küchenchef (lacht). Woar natürli a a sehr interessante Aufgobe, wöi jo doch zur Glanzzeit in der Semperit fast 4.000 Beschäftigte woarn, oiso woarn enorme Umsätze in der Kantine, wir haum zwischen 550 und 750 Leute zum Mittagessen ghabt, also do hot si scho wos obgspielt, net? Und da war i dann eben bis 90, bis zur Pension. Und seit dem moch i eigentlich nix mehr oiswia oaweitn, oaweitn, oaweitn (lachen).“ (Zeile 59-67)

6.7.5.5 SELBST GEWÄHLTE FAMILIE

Herr E berichtet in diesem Kapitel von seiner Ehefrau, er erzählt, wie sie sich kennen gelernt haben und dass bald darauf die Hochzeit folgte. Er erzählt viel von seinen Kindern, deren Ehemännern und den Enkelkindern.

6.7.5.5.1 Ehefrau

Der Interviewte erzählt, wann und wo er seine Ehefrau kennen gelernt hat und dass sie etwas später geheiratet haben.

6.7.5.5.1.1 Kennenlernen

Herr E erzählt, dass er seine Frau in der Berufsschule kennen gelernt hat.

„[...]und dann hoit die Tante kennenglernt. Wir haben uns praktisch in der Berufsschul kennenglernt, net, also gleichaltrig, und auch verspätet, weil's die Handesschul gmacht hat und dann erst in die Lehre eingetreten ist, weil die Oma hat ein kleines Lebensmittelgeschäft ghabtn, net? Na und dann hauma uns kennenglernt, dann bin i nach Wien gefahrn fünf Jahre.“ (Zeile 44-48)

6.7.5.5.1.1.1 Hochzeit

Herr E erzählt, dass er 1954 geheiratet hat.

6.7.5.5.2 Kinder

Herr E berichtet, dass er zwei Töchter hat, die beide das Gymnasium besucht haben. Der Interviewte erzählt anschließend sehr genau, was seine Töchter beruflich und privat erreicht haben.

„Na dann san 62 – na 58 – die Kinder kumman. 58 und 62, net. Kennst schon, die Martina und die Evelyn.“ (Zeile 109-111)

6.7.5.5.2.1 Evelyn

Herr E berichtet, dass seine Tochter Evelyn früher oft in der Früh der Oma im Geschäft geholfen hat und danach in die Schule gegangen ist. Er erzählt, dass sie nach der Matura als Assistentin bei einem Arzt gearbeitet hat und später die Massageprüfung gemacht hat. Mittlerweile ist sie selbstständig, sie hat ein Massageinstitut und unterrichtet angehende Masseure. Nebenbei macht sie noch Pferdelymphdrainage, da Pferde ihre große Leidenschaft sind. Sie hat sich gerade ein Haus gebaut und eine Woche vor dem Interview geheiratet.

6.7.5.5.2.2 Martina

Herr E erzählt, dass seine Tochter Martina nach dem Gymnasium kurz bei einer Fluggesellschaft gearbeitet hat und bald darauf Kinder bekommen hat. Jetzt ist sie zu Hause bei den Kindern.

„Und die Martina hot daun a poar Joar in Wien gearbeitet bei einer Fluggesellschaft. Und daun hot sie den Mann kennen glernt und dann san die Kinder kummen, und daun woars aus mitn Beruf.“ (Zeile 125-127)

6.7.5.5.2.2.1 Schwiegersohn/ Ehemann Martina

Der Interviewte erzählt, was sein Schwiegersohn arbeitet, er berichtet, dass dieser gut verdient.

„Und die Martina is jo zhaus. Da Schwiegersohn is beim ORF, bei Radio Niederösterreich, und dort nebenbei, neman Radio Niederösterreich, durt er Bücher schreiben, Musik mochn, mocht CD's usw, net. Geht's e gut.“ (Zeile 177-180)

6.7.5.5.3 Enkelkinder

Herr E erzählt, was seine Enkelkinder beruflich machen bzw. wo sie in die Schule gehen.

6.7.5.5.3.1 Martin

Der Interviewte berichtet, dass sein Enkelsohn einmal Arzt werden will und gemeinsam mit seinem Bruder Stefan im Haus der Oma wohnt.

„Jo da Martin wü Oarzt werdn. // (XXX), muaß er nu fünf Joar weiter mochn – oiso neman, waun a fertig is Oarzt. Wird a nu weitermochen auf – so auf die Oart Nervenarzt. ///“ (Zeile 404-406)

6.7.5.5.3.2 Stefan

Herr E erzählt, dass sein Enkelsohn Stefan Physiotherapeut ist.

„Und da Stefan is fertig, der hot heuer angfangen ois Physiotherapeut und hot an Posten kriegt da in Baden auf der Bauernkrankenkasse oder Bauern (XXX) – des is so a – na wie sogt ma denn – Rehazentrum, net? Dort orweitert er seit Jänner.“ (Zeile 145-149)

6.7.5.5.3.3 Johanna und Stefanie

Herr E erzählt, dass seine Enkeltochter Johanna Physiotherapeutin ist und seine jüngste Enkeltochter Stefanie das Gymnasium besucht.

6.7.5.6 HAUS

Herr E erzählt, dass er und seine Frau 1970 das Haus der Großmutter übernommen haben, in diesem Haus war auch ein kleines Lebensmittelgeschäft. Dieses Geschäft, das im Familienbesitz war, wurde geschlossen. Sie haben lange Zeit Fremdenzimmer vermietet, aber im letzten Sommer damit aufgehört. Herr E meint es hat Vor- und Nachteile, da sie jetzt zwar auf der einen Seite Ruhe haben, auf der andern Seite steht jetzt aber ein großer Teil des Hauses leer. Herr E meint, dass ja vielleicht ein Enkel einziehen will und die Wohnung wieder Verwendung hätte, auch seiner Schwester, Frau B, hat er die Wohnung schon angeboten. Neben seinem Wohnhaus samt Garten ist Herr E auch noch für einen Schrebergarten zuständig.

6.7.5.6.1 Fremdenzimmer

Herr E erzählt, dass sie bis letzten Sommer im eigenen Haus immer Fremdenzimmer vermietet haben. Jetzt haben sie damit aufgehört, da ihnen die ganze Arbeit langsam zu viel wurde.

„[...]bis 70 – hamma des Haus do übernommen. Samma daun rauszogn, und 72 hammas Gschäft zugsperrt, dann hamma da heraußen a poar Fremdenzimmer immer gmocht im Sommer, vermietet, net, und bis voriges Joar, kauma fost sogn. Oba jetzt hamma aufgehört, weil’s a bissl zvä wird, net? Amoi muaß Schluss sei.“ (Zeile 104-109)

6.7.5.6.2 Schrebergarten

Herr E erzählt, dass er sich auch um den Schrebergarten von dem Exmann seiner Tochter Evelyn kümmert. Anfangs war es nur als Hilfe gedacht, doch mittlerweile ist er alleine für den Garten zuständig. Er meint, dass es langsam zur Belastung wird, da es einfach sehr viel Arbeit ist, diesen Garten einigermaßen in Schuss zu halten. Daher hat er vor, den Garten im nächsten Jahr nicht mehr zu pflegen und ihn zurück zugeben.

„Es is jo schön unten, es is so a richtiges Feld nur Schrebergärten, nen? Und überhaupt, wennst vurmittog unten bist – keine Menschenseele do [...]. Owa es is hoit, wie gsogt, sehr sehr viel Arbeit.“ (Zeile 455-474)

6.7.5.7 LEBEN IM ALTER

Herr E erzählt lachend, dass es in der Pension noch immer sehr viel zu arbeiten gibt. Er meint, dass seine Kinder zwar nicht mehr zu Hause leben, sie aber immer wieder im

Einsatz sind und den Kindern gerne helfen. Des Weiteren muss er das Haus in Schuss halten, den Garten und den Schrebergarten pflegen.

„Und da war i dann eben bis 90, bis zur Pension. Und seit dem moch i eigentlich nix mehr oiswia oaweitn, oaweitn, oaweitn (lachen).“ (Zeile 65-67)

6.7.5.8 URLAUB

Herr E berichtet, dass er und seine Ehefrau es nicht schaffen, in den Urlaub zu fahren, da immer etwas zu erledigen ist. Er sagt auch, dass es früher einfacher war, obwohl damals mehr zu tun war.

„Ja, mir haums a scho wochen- und monatelaung vua und mia kumman net furt (lacht), immer is irgendwos aundas. Entweder ist die Tante krank oder mit mir irgendwos oder is sunst irgendwos, dass ma sogt //. Jetzt woar des mit der Hochzeit mit da Evelyn und und – ach. Es geht net.“ (Zeile 205-208)

„Ja sicher. Aber bitte, i was net, ma is – entweder es is, dass ma gaunz afoch so stark nochlosst – wir san jo früher a weggfoarn, und do hauma mehr ztuan ghobt und mehr die Zimmer vermietet. Und trotzdem haumas immer so einteilt net. Aber jetzt hamma gsogt, na im Juni. Na jetzt is der halbe Juni scho ume und woarn no nirgends. Und so.“ (Zeile 210-214)

6.7.5.9 UNFÄLLE

Der Interviewte erzählt, dass er in seinem Leben drei schwere Unfälle gehabt hat, und berichtet sehr genau darüber.

6.7.5.9.1 Unfall mit dem Pferd

Herr E berichtet von seinem ersten Unfall, sein Vater bat ihn, das Pferd an der Leine zu führen. Er wies ihn noch darauf hin die Leine kurz zu halten, doch Herr E folgte dem Rat nicht und so schlug das Pferd aus und traf Herrn E. Herr verbrachte darauf hin einige Tage im Krankenhaus.

6.7.5.9.2 Unfall Semperit

Herr E berichtet von seinem zweiten Unfall, dieses Mal wusch er in der Arbeit ein Bierglas aus und schnitt sich dabei sehr tief. Er erzählt, dass ganze Sehnen und Nerven an der Hand verletzt waren.

6.7.5.9.3 Unfall Sportkegeln

Herr E berichtet von seinem dritten Unfall. Er fuhr mit dem Auto zum Kegeln und ließ das Schiebedach offen. Als es zu regnen begann, wollte er das Schiebedach schließen, er rannte über die Straße und wurde von einem Auto erfasst. Herr E fügt an, dass dies hoffentlich sein letzter Unfall war.

6.7.5.10 AKTUELLES

Herr E spricht sich dagegen aus, dass Geschäfte sonntags offen haben. Des Weiteren erzählt er, dass es momentan weltweit viele Unwetter gibt.

6.7.5.10.1 Einkaufen

Herr E ist gegen die Sonntagsöffnung von Geschäften. Er sieht dies nur in Notfällen ein und meint, dass man ja dann immer noch bei einer Tankstelle einkaufen könne. Hier geht es ihm vor allem um das Personal, auf das man seiner Ansicht nach mehr Rücksicht nehmen sollte.

6.7.5.10.2 Wetter

Herr E erzählt, dass es momentan auf der ganzen Welt viele Unwetter gibt.

6.7.6 Protokoll der Handlungsstränge

Herr E erzählt sein Leben anhand von zehn Handlungssträngen. Er berichtet über seine „**Ursprüngliche Familie**“, die „**Schule**“, den „**Krieg**“, seinen „**Beruflichen Werdegang**“, seine „**Selbst gewählte Familie**“, sein „**Haus**“, das „**Leben im Alter**“, seine „**Urlaube**“, über „**Unfälle**“ und erzählt „**Aktuelles**“.

Im ersten Handlungsstrang „**Ursprüngliche Familie**“ spricht Herr E vor allem über seine Geschwister. Er führt alle seine Geschwister an und berichtet über deren Beruf bzw. deren Familienstand. Seine Schwester, Frau B, wird als einzige in der Geschwisterreihe näher beschrieben, sie stellt für Herrn E eine Ersatzmutter dar. Er erzählt, dass diese sehr im Einsatz war und es deshalb alle Geschwister zu etwas gebracht hätten. Herr E sagt, dass er seine Schwester gerne in seiner Nähe hätte, diese

aber ihren jetzigen Wohnort nicht verlassen will. Seine Eltern beschreibt Herr E nur kurz, er erwähnt, dass seine Mutter starb, als er neun Jahre alt war, und dass sein Vater deshalb nicht zum Militär musste, da er die große Kinderschar zu versorgen hatte. Er spricht außerdem über den Beruf seines Vaters.

Im zweiten Handlungsstrang **„Schule“** erzählt er, dass er auf Grund eines Unfalles die Volksschule ein Jahr später abschloss.

Im dritten Handlungsstrang **„Krieg“** berichtet Herr E sehr kurz über diese schwierige Zeit. Er führt an, dass sein Vater nicht einrücken musste, da dieser seine Kinder zu beaufsichtigen hatte.

Im vierten Handlungsstrang **„Beruflicher Werdegang“** schildert Herr E zuerst seinen Berufsraum, diesen konnte er jedoch nicht verwirklichen und somit beschloss er, eine kaufmännische Lehre zu beginnen. Die Lehrzeit bezeichnet er als die anstrengendste Zeit in seinem Leben, da die Arbeitsbedingungen sehr schlecht waren. Positiv hebt er hervor, dass er in dieser Zeit seine Frau kennen lernte. Auf Grund der schlechten Bedingungen wechselte Herr E den Job und arbeitete dann bis zu seiner Pensionierung als Kantinenwirt und Küchenchef in der Firma Semperit.

Im fünften Handlungsstrang **„Selbst gewählte Familie“** erzählt Herr E über seine Ehefrau, seine zwei Töchter und seine Enkelkinder. Der Interviewte berichtet genau, wo er seine Ehefrau kennen gelernt hat, das Hochzeitsjahr wird mit angeführt. Danach kommt die Ehefrau in seiner Erzählung nicht mehr vor. Er erzählt, dass er zwei Töchter hat und beide das Gymnasium besucht haben. Seine erste Tochter schildert er als erfolgreiche Karrierefrau, sie ist ständig beruflich unterwegs, hat mit ihrem Ehemann ein Haus gebaut und einige Pferde eingestellt. Seine zweite Tochter schildert er als Familienmensch, sie ist nach der Geburt ihrer Kinder zuhause geblieben und arbeitet jetzt nicht mehr. Im Gegenzug dazu erwähnt Herr E, dass ihr Ehemann sehr erfolgreich ist. Er berichtet, dass er mittlerweile vier Enkelkinder hat, und erzählt, was diese für eine Ausbildung machen bzw. was sie arbeiten.

Im sechsten Handlungsstrang **„Haus“** erzählt er, dass er jetzt ein großes Haus besitzt, was Vorteile aber auch Nachteile hat. Früher wurden ein paar Zimmer vermietet, doch seit kurzem steht der erste Stock leer, da ihnen die Arbeit zu viel geworden ist. Herr E sagt, dass es jetzt sehr ruhig ist, und hofft, dass die Wohnung im ersten Stock vielleicht doch bald wieder gebraucht wird. Neben seinem Haus samt Garten fühlt er sich auch

noch für einen Schrebergarten von Bekannten zuständig, diesen will Herr E jedoch nächstes Jahr zurückgeben, da er die Arbeit nicht mehr schafft bzw. machen will.

Im siebten Handlungsstrang **„Leben im Alter“** erzählt er lachend, dass er seit seiner Pension nur mehr arbeitet. Er erzählt, dass er ständig im Einsatz ist und seiner Familie immer gerne hilft. Außerdem muss er das Haus samt Garten und den Schrebergarten pflegen (siehe sechster Handlungsstrang **„Haus“**).

Im achten Handlungsstrang **„Urlaub“** erzählt Herr E, dass er es auf Grund der vielen Arbeiten trotz Pension nicht schafft, in den Urlaub zu fahren. Er sagt, dass er und seine Frau jetzt schon seit Wochen weg fahren wollen, aber irgendwie nicht weg kommen.

Im neunten Handlungsstrang **„Unfälle“** meint Herr E, dass er schon drei schwere Unfälle hatte. Die Unfallhergänge werden jeweils sehr genau beschrieben.

Im zehnten und letzten Handlungsstrang **„Aktuelles“** erzählt der Interviewte nichts über sich und seine Familie, sondern über Tagesgeschehen. Er sagt, dass er gegen die Liberalisierung der Ladenöffnungszeiten ist, und fügt hinzu, dass es weltweit immer mehr Unwetter gibt.

6.7.7 Interviewbestimmende Themen und Muster bei Herrn E

Auffällig in diesem Interview ist, dass Herr E sehr viel über die Gegenwart erzählt. Er berichtet, wie er jetzt in der Pension lebt, wie sich seine selbst gegründete Familie entwickelt hat, wie er aktuelle Themen bewertet und welche Arbeiten er immer noch zu erledigen hat. Er belegt viele Ereignisse mit Jahreszahlen und sortiert sie somit im Erzählfluss. Insgesamt scheinen Beruf bzw. berufliche Karriere für Herrn E wichtig zu sein, da er bei allen im Interview erwähnten Personen deren Beruf bzw. Ausbildungsstand nennt. Außerdem erwähnt er oft den Familienstand der im Interview vorkommenden Personen. Auffällig ist weiter, dass Herr E den Familienstand besonders dann betont, wenn die Person über die er berichtet, nicht erwerbstätig war oder ist.

Somit liegt der thematische Schwerpunkt dieser Erzählung in der Arbeitswelt von Herrn E, da er sehr viel über seinen beruflichen Werdegang und seine Arbeit in der Pension erzählt. Viele Bereiche seines Lebens werden von Arbeit bestimmt. Herr E sagt, dass er selbst in der Pension keine Zeit für Urlaub hat, da er immer noch viel zu tun hat. Er

meint, dass er gerne weniger arbeiten würde, aber dass es immer so viele Dinge zu erledigen gibt und er sich selbst nicht davon abgrenzen kann.

Es wird deutlich, dass Arbeit ein lebensbestimmendes Moment im Leben von Herrn E ist. Das wird durch einige Faktoren deutlich: Im Interview erzählt er sehr detailreich über seinen beruflichen Werdegang. Die im Gespräch erwähnten Personen werden alle anhand ihres Berufes beschrieben. Auch im Pensionsalter ist sein Alltag von Arbeit bestimmt. Er sieht sie als etwas, dessen er sich nicht entziehen kann. Seine Erzählung läuft sehr strukturiert ab. Das wird vor allem daran deutlich, dass er alle Geschwister sowie deren Ehepartner und Kinder anspricht und seine Lebensphasen chronologisch erzählt. Im Unterschied dazu berichten seine Geschwister weder über alle Brüder und Schwestern noch folgen deren Erzählungen einer derart strukturierten und chronologischen Abfolge.

6.8 Einzelauswertung Frau H

6.8.1 Kurzbeschreibung Frau H

Frau H ist 1935 geboren und das achte Kind in der Geschwisterreihe. Frau H ist verheiratet und hat einen erwachsenen Sohn und eine erwachsene Tochter. Sie führte den familiären Haushalt und ist mittlerweile in Pension. Frau H lebt mit ihrem Mann in BXX in Niederösterreich.

6.8.2 Kurzbeschreibung der Interviewsituation

Das Interview fand bei Frau H statt, die uns in ihrem Haus empfangen hat. Wir wurden mit Kuchen und Saft bewirtet. Ihr Ehemann war auch daheim, beim Interview aber nicht anwesend. Nach dem Interview bekamen wir eine kurze Hausführung. Auffällig bei diesem Interview war, dass die Erzählung über das eigene Leben mit ihrer Vermählung endete.

6.8.3 Einstieg in das Interview

Frau H beginnt ihre Erzählung mit einer Beschreibung ihrer „ursprünglichen Familie“.

„Gut, das wisst's ihr eh scho, und waren neun Kinder, und natürlich waren alle – ein paar Brave, ein paar Schlimme. Zu den Schlimmsten hab ich ghört (lacht) und, ja und wie die Mutter gestorben ist, da war i fünf Joar oit, und do kau i mi nur gaunz wenig eigentlich an sie erinnern.“ (Zeile 9-12)

6.8.4 Ausstieg aus dem Interview (letztes Thema):

Frau H beendet ihre Erzählung mit der Schilderung eines russischen Soldaten.

„Auf den kau i mi nu guat erinnern. Und die B geht in de eine, do woar nochtan so a Speis, und de B siecht, wia a des zruckhaut, des Bett so, und de B nimmt mi glei bei da Haund, und mia san durchn Goartn owe gflücht, und samma durtn hin in de Höhn. De B, de san weiterflücht, und mia Klanen nochtan, mia san doblieben, nochtan. Owa auf den Russ kau i mi – des Büd hob i heite nu vor mir. A rotschädlada Russ mit weiße Handschua. Des woar da erste Russ, wos ma gsegn hom.“ (Zeile 403-410)

6.8.5 Verdichtungsprotokoll Frau H

6.8.5.1 URSPRÜNGLICHE FAMILIE

Frau H beschreibt die Beziehung zu ihren Geschwistern, sie beschreibt diese anhand von Anekdoten. Sie erzählt vom frühen Tod der Mutter und davon, dass sie sich nur mehr sehr vage an diese erinnern kann. Ihr Vater kommt mehrmals, besonders wichtig erscheint dabei, dass dieser die Familie immer ernähren konnte. Anschließend erzählt sie, dass ihre Schwester (Frau B) die Mutterrolle übernommen hat. Ab ihrem 15. Lebensjahr, nach dem Tod des Vaters, lebte sie bis zu ihrer Hochzeit bei ihrer Tante. Als weitere Person mit Familienkontext kommt die Großmutter vor.

6.8.5.1.1 Geschwister

Frau H beginnt ihre Erzählung damit, dass sie mit acht Geschwistern aufgewachsen ist, von denen einige brav und andere „schlimm“ waren, sie selbst zählt sich zu den „schlimmsten“.

6.8.5.1.1.1 Meine Schwester B

Nach dem frühen Tod der Mutter übernimmt die älteste Schwester die Mutterrolle. Laut Frau H war diese sehr gutmütig.

„[...] und die B woar hoit immer a bissl zguat zu uns, net? Jo und zu Weihnachten amoi, do hots Keks gebacken und so große Schachteln hot ma früher ghobt, und die hots voi gmocht. Und mia Kinder haum des gwußt, wo sie's versteckt ghobt hot, und haum natürlich die gaunzn Keks gessn. Und die B hot sie daun am Heiligen Abend, oiso an Tog vorher, und hot d'gaunze Nocht nu moi durchbochn, dass ma wieder Keks ghobt haum. Owa do hots richtig gwand, owa sie hot trotzdem den Keks bochn.“ (Zeile 20-27)

6.8.5.1.1.2 Mein Bruder E

Der Bruder E konnte als Einziger von den neun Kindern auch die Hauptschule besuchen, da er sehr gut gelernt hat. Sie erzählt noch, dass er im Krieg mit einem russischen Soldaten das Fahrrad getauscht hat und er aus diesem Tausch sehr gut ausgestiegen ist.

„Da anzeige E, der is – was net, hot des irgendwer für ihn zoit, der is noch BXXX in die Hauptschui, weil de aundern haum olle nur – des woar friaha jo net, die Hauptschui und so. Bei uns wa des net gwesn, gö. Mit neun Kinda, gö.“ (Zeile 199-202)

6.8.5.1.1.3 Mein Bruder I

Frau H erzählt über ihren jüngsten Bruder I. Dieser ist nach dem Tod des Vaters zu einem Onkel gekommen. Dort verbrachte er eine schlimme Zeit, da diese Familie sehr hart zu ihm war. Später löste er sich von ihnen ab und begann eine Bäckerlehre.

6.8.5.1.2 Eltern

Frau H erzählt, dass sie sich an ihre Mutter kaum erinnern kann und dass sie nach dem Tod des Vaters als Vollwaise bei ihrer Tante lebte.

6.8.5.1.2.1 Mutter

Da die leibliche Mutter gestorben ist, als Frau H fünf Jahre alt war, hat Frau H an sie nur noch eine vage Erinnerung.

„[...] ja und wie die Mutter gestorben ist, da war i fünf Joar oit, und do kau i mi nur gaunz wenig eigentlich an sie erinnern. I kau mi nur erinnern, wia ma amoi in Woid

gaungan sind und haum Maiglöckerln gepflückt. Auf des kau i mi nu so guat erinnern. Und, jo und seit dem kriegts immer zum Geburtstag oder waun hoit die Maiglöckerln san, bring i ihr immer Maiglöckerln aufs Grob. Weil des is des anzeige, wos i mi erinnern kaun.“ (Zeile 12-18)

6.8.5.1.2.2 Vater

Frau H erzählt, dass sie 15 Jahre alt war, als ihr Vater gestorben ist. Nach dem Tod des Vaters lebte sie bis zu ihrer Vermählung bei ihrer Tante. Sie berichtet, dass ihr Vater immer darauf geachtet hat, dass alle genug zu essen haben.

„Und hoit woars hoit net so, dass ma olle – mia haum nie an Hunga glittn, unser Vater hot immer gschaut, dass ma immer gnua wos z’essn ghobt haum.“ (Zeile 29-31)

6.8.5.1.2.2.1 Beruf des Vaters

Frau H berichtet, dass ihr Vater mit Holz gehandelt hat und einen Arbeiter hatte.

6.8.5.1.2.3 Erziehung

Frau H berichtet, dass sich ihre Eltern nicht eingemischt haben und die Kinder ihre Kämpfe unter sich ausgetragen haben.

„Wia i in ersten Tog in die Schui gaungan bin, bin i hamgauna und do woar so a Madl und de hot mi glei ghaut, in ersten Tog glei wie ma hamgaunga san. Jetzt hob i’s in Votan gsogt, hot er gsogt: „Gschlacht da scho recht, wauns das gfoin losst!“ Nextn Tog hob i schon zuahaut.“ (Zeile 272-276)

Sie erzählt, dass die älteren Geschwister die Verantwortung für die jüngeren Geschwister übernommen haben.

„Die Großn haum eh imma auf de klan aufpasst und so.“ (Zeile 262-263)

6.8.5.1.3 Großmutter

Frau H erzählt, dass sie ab und zu ihre Großmutter besucht haben.

6.8.5.2 KINDHEIT

Frau H bezeichnet ihre Kindheit trotz dem Tod der Mutter und der schwierigen Kriegszeit als schön, da es sehr wenige Einschränkungen gab. Sie beschreibt die Umgebung, in der sie aufgewachsen ist und gespielt hat.

„Trotzdem woars a schene Kindheit, weil ma mochn haum kena, wos ma woin haum, net. In der Frua außē und auf'd Nocht eina essn ham. Und ka Mensch hot wos gsogt, gö. Gegen heite dürfen jo die Kinder nix mehr mochn. Wauns heite irgendwo a bissl wos mochn, is glei die Polizei heit do.“ (Zeile 239-241)

6.8.5.2.1 Streiche

Frau H betont, dass sie immer Streiche ausgeheckt haben. Sie erzählt lachend, dass sie einfach schlimm waren und dies auch manchmal zu Unfällen geführt hat. Frau H betont, dass sie die schlimmste war. Sie begründet dies damit, dass sie immer mit ihren Brüdern unterwegs war. Sie belegt dies mit vielen Beispielen.

6.8.5.2.1.1 Traktorunfall

Frau H erzählt von einer Mutprobe, die für sie im Spital endete.

„Und i woar hoit de schlimmste. Und die ane Freindin hot gsogt: „Traust di eh net runterspringa vom foarenden Traktor“, net? Und i bin hoit runtersprungen, und a moi, zwa moi, und auf amoi woar i unterm Traktor drinnen. Und daun haums mi ins Spitoi gfiat, und wia i im Spitoi nochan munter woar – do haums miassn den hoibn Weg von XXXkreiz noch XXXboch hot miassn ana mitn Pferd de Ötern verständigen, oiso in Votan verständigen, und do woar jo in da gaunzn Ortschoft nur ein Telefon, und des hot die Tante ghobt. Und der kummt hin und telefoniert, sie brauchen die Rettung, sie miassn die Rettung glei auruafrn, und jo do is wos passiert. Und die Tante hot gsogt: „Na, wia hasst's n?“ „H hasst's und blind iss.“ „Oje“, hots gsogt, „des is unsa H“. Und do woar i daun 2 ½ Monat im Spitoi. Und wia im munter woarn bin von der Narkose hob i glei gsogt: „Der Foara kaun nix dafür, i bin söba Schuld.““ (Zeile 63-76)

6.8.5.2.1.2 Radrennen

Frau H erzählt von einem Radrennen unter Buben. Obwohl sie aber mit ihrem Bruder gemeinsam ein Rad hatte, wollte sie unbedingt teilnehmen. Das Rennen endete jedoch im eisigen Bach.

6.8.5.2.1.3 Schokolade

Frau H erzählt, wie sie dem ältesten Bruder immer die Schokolade geklaut haben, die eigentlich für seine Freundinnen bestimmt gewesen wäre.

„Und der ane Bruada, wos der ötaste woar, der A, der hot imma für die Mädchen an Schokolade kauft, waun er auf'd Nocht fuart gaunga is. Und mia hauman earm imma klaut. Daun hauma Schimpfn kriagt, gö!“ (Zeile 88-91)

6.8.5.2.1.4 Moped

Frau H erzählt, wie sie verbotenerweise mit dem Moped ihres Bruders gefahren ist und wie sie dieses nachher nicht abstellen konnte.

„Und hauma gsogt, jetzt foar ma mitn Moped. Jetzt samma mit'n Moped gfoarn, und gfoarn haummas, aubrocht haumas, i und da I, owa mia haum net gwußt, wia ma's ostöllt (lacht). Jetzt samma aun an Heischoba aunegfoarn, daun is o – haumma jo a a Glick ghobt, dass net obrennt is, net?“ (Zeile 93-97)

6.8.5.2.1.5 Schaukelpferd

Frau H erzählt, wie sie in der Gruppe (Geschwister und Cousins) den Schwanz des Schaukelpferds von ihrem Bruder I angezündet hat.

„Najo. Do woar da I, der klanste, do warn nochdaun de Briada, de woarn scho a bissl größer hoit, der hot so a scheens Hutschpferd kriagt, und de hauman imma so sekiert. Do woar a Cousin do und da Bruada da ane, der D, und haum zu ihm gsogt: „Zünd hinten in Schwaunz au“, waßt, an Pferd. Und auf amoi hot des wirklich brennt, waßt, mit lauta Spaß hot des a bissl obrennt. Der I hot so vü gwand. Und sie woitns eh net mochn, gö, oba wie haums hoit do gmocht, nen?“ (Zeile 172-178)

6.8.5.2.1.6 Sägewerk

Frau H berichtet von einem taubstummen Mann, der im Sägewerk gearbeitet hat. Dieser Mann konnte kein Blut sehen, wovon sie und ihre Geschwister wussten und dieses Wissen ausnutzen, um den Mann zu ärgern.

6.8.5.2.1.7 Arbeiter vom Vater

Frau H berichtet davon, dass der Arbeiter ihres Vaters sehr geizig war und sie und ihre Geschwister ihm deshalb einen Streich gespielt haben. Beim Essen hat B immer für jeden einen halben Opferstrudel gemacht hat, damit es nicht zum Streit kommt. Der Arbeiter hat sich aber immer das größte Stück genommen und daher haben ihm die Geschwister dieses Stück einmal stark versalzen, so dass es nicht mehr genießbar war.

„Und die B hot an (Opfestrudl) gmocht. Und do hamma imma a jeda an hoibaten Opfestrudl kriagt, damit ma net gstrittn hobn, net. Do hot a jeda sein Strudl kriagt. Und der hot gsocht, er isst'n net jetzda. Und er hot si owa immer in größtn gnumma. Jetzt samma hergaunga und haum den Strudl so odeckt, den (Opfestrudl), und hauma gauns gsoizn, dass an net essn hot kennan. Na der hot daun gschimpft.“ (Zeile 118-124)

6.8.5.2.1.8 Erstkommunion

Frau H erzählt von ihrer Erstkommunion, dass das in der Kirche sehr ruhig war, zu ruhig für ihren Geschmack. Alle Erstkommunikationskinder hatten eine Kerze in der Hand und Frau H hat ihre abgebrochen. In diesem Zusammenhang wird auch Onkel Luis, der Mann von Frau C, erwähnt, dieser brachte Frau H mit dem Fahrrad zur Kirche.

6.8.5.2.2 Spiele/Freizeit

Die Interviewte meint, dass sie Spielzeug bekommen haben, führt aber kein Beispiel an. Ihre Freizeit verbrachten sie fast ausschließlich im Freien, in der Natur bzw. bei Nachbarn.

6.8.5.2.2.1 Garten

„Mia haum sie hoit ois Kinder mit irgend Sochn gspüt, haum si so an klan Goartn gmocht, waßt, und do hauma hoit irgend so wos eigsetzt, so Blumal und so, mit so Sochn hauma si hoit imma gspüt.“ (Zeile 257-260)

6.8.5.2.2.2 Baden

„Oda beim Wossa, mia woarn jo an gaunzn Summa – die SchXXX woar durtn, do woar a Wehr durtn, und de woar scho zwei Meter tiaf oder so. Und jo do samma hoit immer bodn gangen, nen.“ (Zeile 260-262)

6.8.5.2.2.2.1 Schwimmen lernen

Frau H berichtet, dass sie sich Schwimmen selbst beigebracht haben.

„Do san vo NXXXstodt woarn do so Kinda do, wengan Kriag, net, wegn de Flugzeig san de durtn hinzogn, und de haum scho kennan schwimman. Najo kloar, de woarn jo in da Stodt. Nau hob i ma denkt, des muaß i a kennan. Jetzt hob i zu de Buam gsogt: „Schmeißts mi eini, und waun i net auftauch, daun hoits mi aussa.“ (lachen). Nau homs mi a poar moi einigschmissn, und i hob scho schwimma ghenna, gö?“ (Zeile 264-269)

6.8.5.2.3 Blumen verkaufen

Frau H berichtet, dass die Kinder des Ortes Blumen an der Kreuzung verkauft haben. Das eingenommene Geld wurde für Süßigkeiten ausgegeben.

„Oda oda im Sommer oft, oder im Frühjahr, do samma imma gaunga de gaunzn Kinda hoit vo durt, samma Maigleckerln brockn gaunga, und do haumma so

Büscherln gmocht, waßt, und daun haumma si unten auf die Kreizung durtn hingstöt und do san daun früher die Leit mitn Fiaker von Bodn noch XXXkreiz gfoarn. Und do haumma hoit immer die Maigleckerln oder Schneeleckern verkauft denan Leidn. Haumas aufghoidn und (XXX) owa des hauma sie nochan hoit de gaunzn Kinder hoit immer teut. Daun hauma si hoit irgend so Noschereien drum kauft oder wos.“ (Zeile 230-237)

6.8.5.2.4 Vergleich Kindheit heute und damals

Frau H betont, dass Kindern heute sehr viele Verbote auferlegt werden und viele Unternehmungen heute nicht mehr möglich wären.

„Gegen heite dürfen jo die Kinder nix mehr mochn. Wauns heite irgendwo a bissl wos mochn, is glei die Polizei heit do.“ (Zeile 240-242)

6.8.5.3 SCHULE

Frau H erzählt von ihrem Schulweg, der Volksschule und davon, dass sie die Hauptschule nicht besuchen durfte.

6.8.5.3.1 Schulweg

Frau H erzählt, dass sie im Sommer prinzipiell ohne Schuhe unterwegs waren und im Winter oft ganz durchnässt in der Schule angekommen sind. In diesem Fall wurden die Kleidungsstücke im geheizten Schulhaus getrocknet, sodass die Kinder wieder trockene Kleider für den Nachhauseweg hatten.

Sie erzählt, dass sie früher nicht mit dem Bus in die Schule fahren konnten, da das Geld dafür nicht vorhanden war.

6.8.5.3.1.1 Streiche

Auch auf dem Weg zur Schule bzw. am Weg von der Schule nach Hause gab es immer genügend Zeit für Streiche oder Naturerkundungen.

6.8.5.3.1.1.1 Bach

„Und beim Schuigeh do is imma a bissl graft woarn, owa do woar, wo mia gwohnt haum, do woar a Frau, de woar a Witwe und hot zwei Kinda ghobt. Und de hot hoit so vü aufpasst auf de Kinder, net. Und nebenher nix tuan derfn und so. Und mia haum hoit hauman imma ghaut, net. Und nextn Tog hots scho passt auf uns. Und mia haum gwußt, waun mia den Oschneida gengan, do hauma so a Bredl umma ghobt, waßt, do hauma

kennan so a Eck hoit oschneidn. Und de hot durt auf uns passt. Und mia haum gsogt, mia tan do ei Schnirl aune, binden uns wauns umasteigt, za ma au und de is einegfoin. (lachen). Jetzt hauma ihr miassn owa aussahöfn (lachen).“ (Zeile 288-296)

6.8.5.3.1.1.2 Fischen

Frau H berichtet, dass am Heimweg immer gefischt wurde.

„Oder beim Zhausgeh hauma immer gfischt (lacht). Owa gessn haumas eh net, nur immer gfaungan, net.“ (Zeile 209-210)

6.8.5.3.1.1.3 Äpfel stehlen

Am Heimweg haben die Kinder einmal Äpfel gestohlen. Einer ihrer Brüder hat dabei jedoch sein Schulheft verloren, wodurch der Diebstahl bekannt wurde.

6.8.5.3.1.1.4 Umweg

Die Schulkinder mussten einen weiten Umweg über den Wald machen, da sie es sich mit einer Frau, die am Weg gewohnt hat, verscherzt hatten.

„Oda wia ma aum Schuiweg – do woar so a böse Frau, a richtige böse Frau woar des. Und mia haum immer gsogt, die Eder Maridl haums immer gsogt, die Eder Maridl mitn laungen Kidl. Und de is uns wirklich immer nochgrennt. Deine Mama waß des a nu, de is mit da Heigobe auf uns losgaunga und ollas. Guat, mia haums scho sehr sekkert a olle, gö. Und daun haumma miassn an weidn Bogn übern Woid mochn, dass uns net gsegn hot, gö. Mia haums scho immer gschimpft a. Wia hoit Kinda san.“ (Zeile 213-220)

6.8.5.3.2 Volksschule

Frau H erzählt, dass alle ihre Geschwister in XXXkreuz in die Volksschule gegangen sind. Herr E besuchte danach als einziger noch eine Hauptschule, da er besonders gut gelernt hat.

„Jo, do hot ma acht Klassen nu gmocht. Die B und olle, nen. Da anzeige E, der is – was net, hot des irgendwer für ihn zoit, der is noch BXXX in die Hauptschui, weil de aundern haum olle nur – des woar friaha jo net, die Hauptschui und so. Bei uns wa des net gwesn, gö. Mit neun Kinda, gö.“ (Zeile 199- 202)

6.8.5.3.2.1 Erster Schultag

Frau H berichtet, dass ihr Vater ihr geraten habe, sich nichts gefallen zu lassen.

„Wia i in ersten Tog in die Schui gaungan bin, bin i hamgauna und do woar so a Madl und de hot mi glei ghaut, in ersten Tog glei wia ma hamgaunga san. Jetzt hob i's in Votan gsogt, hot er gsogt: „Gshiacht da scho recht, wauns das gfoin losst!“ Nextn Tog hob i schon zuahaut.“ (Zeile 272-276)

6.8.5.3.3 Hauptschule

Frau H erzählt, dass sie die Hauptschule nicht besuchen konnte. Sie meint, dass das früher noch nicht üblich war und für neun Kinder auch nicht zu finanzieren gewesen wäre.

6.8.5.4 EIGENER WERDEGANG

6.8.5.4.1 Selbstbeschreibung

Frau H beschreibt sich selbst lachend als „Wildkatze“, dies war ihr Spitzname, da sie laut eigener Aussage immer sehr schlimm war.

Weil durch des, dass i eh imma so schlimm woar (lachen) (XXX). Do haums immer zu mir gsocht, de Wüdkotz bin i. Des is ma owa blibn, in der Schui überoi haums Wüdkotz zu mir gsocht. (lachen). (Zeile 269-272)

Nach dem Tod des Vaters lebte Frau H bis zu ihrer Hochzeit bei ihrer Tante

„Und nochtan, wia da Vater gstorbn ist, bin i zur Tante ghumman, die hot des Gosthaus ghobt. Und durt woar i nochtan, bis i gheirat hob.“ (Zeile 251-253)

6.8.5.4.2 Neue Aufgabe innerhalb der Familie

Nachdem ihre Schwester B geheiratet hatte, war sie diejenige, die sich um ihre Brüder gekümmert hat. Bei Fragen konnte sie sich Rat bei ihrer Tante holen.

„Nja, wia die Tante B nochan gheirat hot, woar i nochtan ein Joar daham und hob fir die Buam daun ghocht. Und waun i wos net ghenna hob, mia haum in den gleichen Haus, wo die Tante gwont hot. Jo, de hot des Gosthaus ghobt. Waun i wos net ghenna hob, daun bi i hoit zur Tante gaunga und hob gsogt, wias des hoit, wia i des mochn muaß, und de hot ma des daun erklärt, und hob is gmocht.“ (Zeile 246-251)

6.8.5.4.3 Hochzeit/Ehemann

Frau empfindet ihre Hochzeit und die damit entstandene Möglichkeit, von zu Hause bzw. von ihrer Tante wegzuziehen, als große Erleichterung.

„Hot mi daun erlöst vo dahint (lachen).“ (Zeile 255)

6.8.5.5 KRIEG

Frau H berichtet über die Veränderung in ihrem Leben, die durch den Krieg verursacht wurden. Sie musste ihren Heimatort verlassen und zur Großmutter ziehen. Sie erzählt, dass ihre zwei großen Schwestern (Frau B und Frau C) geflüchtet sind. Sie und die anderen kleinen Kinder sind geblieben. Während ihre Schwester B weg war, wurde sie von ihrer Tante versorgt. Obwohl ihr Vater versuchte, sie und ihre Geschwister vor den russischen Soldaten zu verstecken, war dies nicht immer möglich. Frau H meint, dass sie einerseits Angst vor ihnen hatte, andererseits aber auch lustige Erinnerungen an Begegnungen mit ihnen hat.

6.8.5.5.1.1 Erste Erinnerung

Frau C berichtet, dass sie noch genau weiß, wie der erste russische Soldat, dem sie begegnet ist, ausgesehen hat.

„Owa auf den Russ kau i mi – des Büd hob i heite nu vor mir. A rotschädlada Russ mit weiße Handschua. Des woar da erste Russ, wos ma gsegn hom.“ (Zeile 408-411)

6.8.5.5.1.2 Großmutter

Frau H erzählt, dass sie sich noch daran erinnern kann, dass russische Soldaten einmal den Wecker ihrer Großmutter gestohlen haben. Als dieser dann geläutet hat, wurde er weggeworfen. Sie berichtet, dass einige russische Soldaten in der Scheune bei der Großmutter wohnten. Während die Frauen immer für sie kochen mussten, aß ihr Vater gemeinsam mit ihnen.

6.8.5.5.1.3 Radtausch

Frau H erzählt lachend, dass ihr Bruder E einmal freihändig mit einem alten Fahrrad an den russischen Soldaten vorbeigefahren ist. Einer war davon so begeistert, dass er sein neues Fahrrad gegen das alte von Herrn E tauschte. Beim Versuch des Soldaten ebenfalls freihändig zu fahren fiel dieser aber vom Fahrrad.

„Oda, pff, Radln, net, wia da E hot amoi so a scheens Radl ghobt, und do is a Russ kumma. Da E hot a Tschesn ghobt. Ohne, waßt, ohne Gummi, net. Und do is a hoit so freihändig gfoarn. Und do kummt a Russ daher und siecht des, mit an

scheenen Radl. Er soi tauschen mitn Radl. Na der E hot des Radl tauscht, hot des scheene Radl ghobt. Da Russ hot woin foarn mit aundan, freihändig, hot'sn owe ghaut. (lacht). Da E hot a scheens Radl ghobt und da Russ hot si g'ärgert, gö.“ (Zeile 324-331)

6.8.5.5.1.4 Vater

Frau H erzählt, dass ihr Vater im Ersten Weltkrieg in russischer Gefangenschaft war und deshalb die russische Sprache verstand bzw. sprechen konnte. Er musste immer gemeinsam mit den russischen Soldaten essen, da diese befürchteten, vergiftet zu werden.

„Wia i in ersten Tog in die Schui gaungan bin, bin i hamgauna und do woar so a Madl und de hot mi glei ghaut, in ersten Tog glei wia ma hamgaunga san. Jetzt hob i's in Votan gsogt, hot er gsogt: „Gschiacht da scho recht, wauns das gfoin losst!“ Nextn Tog hob i schon zuahaut.“ (Zeile 272-276)

6.8.5.5.2 Versteckt sein

Frau H erzählt, dass sie zu Beginn des Krieges die Nächte in nahe gelegenen Höhlen verbringen mussten. Später verbot ihnen dies ihr Vater aber, da er meinte, dass es zu gefährlich sei.

„Und bei da Nocht samma in eine Höhle reingaunga. Und bei der Nocht, wias nochan scho späta woar, is uns da Vater wieda suachn gaunga, der hot gsogt, in der Höhle dearfts ma net bleiben, weil wenn die Russn kommen, daschiaßns als erstes rein in die Höhlen, weil's ja Angst haben, net?“ (Zeile 103-107)

6.8.5.5.3 Flucht der beiden Schwestern

Frau H berichtet, dass sie sehr alleine war, nachdem ihre beiden älteren Schwestern (Frau B und Frau C) geflüchtet waren. Für die Versorgung der Kinder war die Tante zuständig. Diese kochte immer dann, wenn die beiden großen Schwestern nicht da waren. Später kochte auch Frau H für die Buben.

„[...] na und dann war die B und die C woarn weg, und daun woar ma wiederum alanich, mia Kinder.“ (Zeile 108-109)

6.8.5.6 LEBEN DAMALS

Frau H erzählt, dass das Leben damals nicht leicht war, da ihre Schwester B alles verwalten musste und der Alltag viel schwieriger war als heute.

Dass hoit scho schwere Zeitn woarn, net, sogma die B hots jo net leicht ghobt, mit uns, de öteste Schwester, weil sie hot sie des miassn a olles eintöuln, und daun woar jo des net aso. (Zeile 154-157)

Frau H beschreibt in diesem Kapitel, wie sie aufgewachsen ist und was sich im Vergleich zu heute verändert hat. Sie beschreibt die Bekleidung von früher, wie sie gewohnt haben und was gekocht wurde.

6.8.5.6.1 Bekleidung

Frau H schildert, dass Bekleidung immer an Geschwister weitergegeben wurde und dass im Sommer prinzipiell keine Schuhe getragen wurden.

„Owa sogma so, mitn Gwond, wia des heite is oda wos, des hots früher net gebn. Do hot ma hoit de Schuach no doppelt kriagt, und mia hobns miassn vo de Gschwista auziagn, net, und im Sommer is ma blossfiaßig gaunga, oba san olle Kinda gaungan, gö.“ (Zeile 31- 35)

6.8.5.6.2 Wäsche waschen

Frau H erzählt, dass es damals sehr anstrengend war, die Wäsche zu waschen.

„Do woar jo ka Woschmaschin net do oda wos, net. Und die B de is sogma im Winter, wauns koit woar, do woar die SchXXX, do hot ma miassn über'd Stroßn geh, des Eis aufhockn und durtn schwemmen die Wäsch. Und oft ist da hoit a Wäsch unterisch einikuman, de woar daun weg. Und de hot sie immer a haaß Wossa mitgnumma, waßt, in a so an Schafferl, und immer die Händ wieder a bissl eintaucht. Des – Woschmaschin oder so wos hots jo net gebn, gö.“ (Zeile 157-163)

6.8.5.6.3 Wohnen

Sie schildert, dass es damals noch kein Badezimmer gab und alle Kinder im Waschtrog gebadet wurden. Sie betont, dass sich Kinder das heute nicht mehr vorstellen können.

„Daun hot ma hoit ka Bodzimma net ghobt, da os ma hoit – do is in an Saumstog da Kessl einghazt woarn und a große Woschtrog is aufgstöllt wordn, und do is hoit ana nochn aundan bodt woan. Weil des woar hoit früha so. Sogma unsere Kinder kenntn si des net vuastön ohne Bodzimma heite oder so.“ (Zeile 35- 39)

6.8.5.6.4 Kochen

Frau H betont wieder, dass sie nicht wie andere Kinder Hunger leiden mussten (siehe auch Tod des Vaters). Sie meint, dass immer viel gekocht wurde, da besonders die Buben viel gegessen haben.

„Wie aundere Kinder, die haum jo an Hunger oft ghobt und haum nix ghobt. Owa durch des, dass der Vater mitn Koich und mitn Hoiz ghaundlt hot, hot a immer irgend wos ham brocht. Oder vom Bauern hot a an Koich hi kriagt, do hot a wiederum Epfen kriagt, und durtn hot a a Fleisch kriagt, und Schweindln und es haumma söwa immer gfiadat und des hauma söwa immer ogstochtn, und des Fleisch hauma schon imma ghobt. Gott sei Daunk, net?“ (Zeile 147-154)

„Und sogma a mitn Essn woa ma net so. Die B hot oft gmocht 200 Zwetschkknedln. Des kau ma si jo goar net vuastölln. Und do hot jeda seine Zwetschkknedln hoit kriagt. Weil de Buam de hom jo olle vü gessn, nen ? Und auf'd Nocht hot ma hoit oft nur so a Suppn ghobt. Do is so a großer Hefn Suppn gmocht woarn.“ (Zeile 41-46)

Sie erzählt, dass früher ausnahmslos mit Schmalz gekocht wurde. Einzig für Salat würde Öl verwendet.

„Und kocht is jo olles mitn Schmoiz früher woarn. Weil des Schmoiz hot ma söba ghobt. A Öl hot ma nur fürn Solot ghobt, nen. Najo.“ (Zeile 166- 168)

Frau H erzählt vom Fehlen eines Kühlschranks und wie man damit umgegangen ist. So wurde das Fleisch meistens geselcht und im Sommer kein Vieh geschlachtet.

„Oder an Kühschraunk oder so wos ah net. Na hot ma sogma früher sogma des Fleisch hot ma eigsurt, do hot ma hoit imma Surschnitzln kriegt, und nochher is des gsöcht woarn, und im Somma is überhaupt net ogstochtn woarn.“ (Zeile 163-166)

6.8.5.6.4.1 Kein Strom

Die Interviewte erzählt, dass sie erst in den 1950er Jahren Strom bekommen haben und es weder TV noch Radio gab.

„[...] net amoi an Strom haum mia hinten ghobt. Mia haum erst im 50er Joar in Strom kriagt. Früher woar ka Strom nu net. Und des haumma nur kriagt an Strom, wie do woar so a Reicha hinten, und der hot des für de oarmen Leit zoit. Und durch des haum mia in Strom kriagt.“ (Zeile 308-311)

„Na guat, kann Fernseher oder wos hot ma a net ghobt, gö. Do host – net amoi an Radio haum wia daham ghobt. Die Tante hot an Radio ghobt, do host miassn mit so an Akku, net, do host miassn den Akku [...].“ (Zeile 305-308)

6.8.5.6.4.2 Kaum Autos

„Najo, des is net laung her, gö, owa, sogma wia mia Kinder woarn, do is jo kaum amoi a Auto gfoarn. Mia haum si oft bodt, bis ma www zittert haum, daun samma ausn Wossa ause, daun hauma sie auf die Stroßn glegt auf de woarme zum Wärmen (lachen). Do is jo ka Auto net kumman. Und waun, host da's vo olla Weidn scho gheart a Auto, nen.“ (Zeile 320-324)

6.8.5.6.5 Sonntag

Als einziger Wochentag wird der Sonntag speziell erwähnt, an diesem Tag wurden die Pferde und das Pferdegeschirr gewaschen.

„[...] aun an Sonntag haum ma hoit mit de Pferd, haumma kenna reiten foarn, do woar a große Boch, und do hot ma miassn de Pferdebürstn, wast so, zum Saubermochn in an Sonntag. Und a des Rossgschirr hot ma miassn sauber mochn. Weil de haum jo früher alle so (xxx) und so Rossgschirr hobt, und des hot ma miassn hoit in an Sonntag putzen. Weil auf des woar da Vater haglich, gö“ (Zeile 47-552)

6.8.6 Protokoll der Handlungsstränge Frau H

Frau H erzählt ihr Leben anhand von sechs Handlungssträngen. Sie berichtet über ihre **„Ursprüngliche Familie“**, ihre **„Kindheit“**, die **„Schule“**, ihren **„eigenen Werdegang“**, den **„Krieg“** und über das **„Leben damals“**.

Im ersten Handlungsstrang **„Ursprüngliche Familie“** erzählt Frau H über ihre Geschwister und über ihre Eltern. Sie erzählt, dass sie neun Kinder waren und es ein paar brave und ein paar schlimme Geschwister gab. Frau H führt lachend an, dass sie zu den schlimmsten gehörte, und erklärt sich dies damit, dass sie immer mit ihren Brüdern unterwegs war. Dieses „Schlimmsein“ ist auch in den Handlungssträngen **„Kindheit“** und **„Schule“** vorrangig und wird auch im Handlungsstrang **„Eigener Werdegang“** kurz angeführt. Sie erzählt, dass sie zwar immer etwas anstellten, aber gleichzeitig immer zusammenhielten. An ihre Mutter hat Frau H nur noch eine vage Erinnerung, da sie fünf Jahre alt war, als diese starb. Der Vater wird genauer beschrieben, sie erzählt, dass es ihm sehr wichtig war, dass alle Kinder genügend zu essen hatten. Frau H berichtet über die Arbeit ihres Vaters und erwähnt, dass sie 15 Jahre alt war, als ihr Vater verstarb. Über ihre Eltern sagt sie, dass diese sich nicht so viel um die Erziehung gekümmert haben und die Kinder sich ihre Streitigkeiten selbst ausfechten mussten, was

von Frau H nicht als negativ beurteilt wird. Auch dass die älteren Kinder auf die jüngeren acht geben mussten, ist für Frau H positiv zu bewerten.

Im zweiten Handlungsstrang **„Kindheit“** erzählt Frau H hauptsächlich über Streiche, die sie und die anderen Kinder ausheckten. Sie führt acht Beispiele an und schildert genau, was die Kinder damals anstellten. Auch hier führt sie immer wieder an, dass sie die schlimmste war.

Der dritte Handlungsstrang **„Schule“** wird von den Erzählungen über Streiche dominiert. Frau H führt wieder einige Beispiele an. Außerdem erwähnt sie, dass sie die achtjährige Volksschule abgeschlossen hat, nicht aber die Hauptschule.

Im vierten Handlungsstrang **„Eigener Werdegang“** erzählt Frau H, dass sie früher auf Grund ihrer wilden Art immer „Wildkatze“ gerufen wurde. Sie berichtet weiter, dass sie nach der Hochzeit von Frau B für ihre Brüder zuständig war und ein Jahr danach ebenfalls geheiratet hat. Sie erzählt sehr kurz, dass sie es als Erlösung empfunden hat, als sie nach ihrer von zuhause wegziehen konnte. Zu dieser Zeit war ihr Vater bereits tot und Frau H lebte bei ihrer Tante.

Im fünften Handlungsstrang **„Krieg“** erzählt sie viel über die Veränderungen, die der Kriegsbeginn für sie bedeutete. Frau H musste ihren Heimatort verlassen und zu ihrer Großmutter ziehen. Sie erzählt von der Flucht ihrer beiden Schwestern und sagt, dass sie durch das Weggehen von Frau B (Ersatzmutter) wieder alleine war. Zu dieser Zeit war die Tante für die Versorgung der Kinder zuständig. Frau H hat viele Erinnerungen an die russische Besatzungsmacht, sie weiß noch genau, wie der erste russische Soldat ausgesehen hat, den sie gesehen hat.

Im sechsten Handlungsstrang **„Leben damals“** schildert sie anhand vieler Beispielen, wie sie früher gelebt haben. Quantitativ gesehen ist dies der größte Themenblock.

6.8.7 Interviewbestimmende Themen und Muster bei Frau H

Auffällig an diesem Interview ist, dass die Erzählung über das Leben von Frau H mit ihrer Hochzeit aufhört. Die Hochzeit selbst wird mit dem Wegziehen von zuhause gleichgestellt, was als Erlösung empfunden wird. Somit fehlt in ihrer Erzählung der Handlungsstrang „selbst gegründete Familie“, da sie ihren Ehemann auch im Zusammenhang mit der Hochzeit nur indirekt erwähnt.

Im Interview sagt sie immer wieder, dass sie als Kind sehr wild und schlimm war. Sie erzählt, dass es unter ihren Geschwistern brave und schlimme gegeben hat, sie aber immer zu den schlimmsten gezählt hat. Frau H meint, dass das wahrscheinlich daher kommt, dass sie immer mit Buben unterwegs war. Dieses Schlimmsein wird sehr deutlich in der Erzählung von Frau H, da sie auch ihre Kindheit und die Schulzeit fast ausschließlich anhand von Streichen beschreibt. Im Handlungsstrang „Kindheit“ führt sie acht Beispiele mit Streichen an, damit erzählt Frau H im Vergleich zu allen anderen interviewten Personen die meisten Beispiele zu einem Themenstrang.

Besonders auffällig in diesem Interview ist, dass der Schwerpunkt der Beschreibung in der weit zurückliegende Vergangenheit zu finden ist. Die gesamte Erzählung bezieht sich ausschließlich auf ihr Leben vor der Hochzeit von Frau H. In dieser Zeit wiederum ist das Hauptaugenmerk auf das eigene nicht konforme Verhalten gerichtet, von dem mit Stolz erzählt wird.

6.9 Einzelauswertung Herr I

6.9.1 Kurzbeschreibung Herr I

Herr I ist 1936 geboren, er ist das neunte Kind in der Geschwisterreihe. Herr I ist verheiratet und hat einen Sohn. Er war berufstätig und ist mittlerweile in Pension. Herr I lebt mit seiner Frau in BXX in Niederösterreich.

6.9.2 Einstieg in das Interview:

Herr I beginnt seine Erzählung mit einer Schilderung der damaligen Familienverhältnisse

*„Also, es is – ich bin geboren als jüngstes Kind von neun Kindern, was i mi zruckerinnern kann, mit drei Joar is meine Mutter verstorben. Dann hat uns praktisch die älteste Schwester versorgt, die Oma von der (XXX). Ja, des war praktisch, obwohl sie auch noch sehr jung woar, a Ersatzmutter, sozusagen.“
(Zeile 4-9)*

6.9.3 Ausstieg aus dem Interview (letztes Thema)

Herr I beendet seine Erzählung mit der Feststellung, dass es die Jugend heute leichter hat.

„Ja, so is des. Mh. Die Jugend hots heit leichta, weil meistens die Omis und Papas schaun, dass ois do is. Da Manfred hot jo a praktisch nur in de Wohnung eingehn brauchen.“ (Zeile 378-380)

6.9.4 Verdichtungsprotokoll Herr I

6.9.4.1 URSPRÜNGLICHE FAMILIE

Herr I erzählt, dass seine Schwester B für ihn eine Art Ersatzmutter war und es für ihn ein großer Verlust war, als diese geheiratet hat und weggezogen ist. Über seine restlichen Geschwister erzählt Herr I nicht sehr viel, er erwähnt nur deren Beruf oder dass diese verheiratet sind. Er erzählt, dass seine Mutter gestorben ist, als er drei Jahre war, und sein Vater, als er dreizehn Jahre alt war.

„Und, jo, sozusagen, die Familie is natürlich scho klaner jetzt, weil ja doch scho – zwa san jo scho gestorben, nen. Männer, de öteren, sozusagen. De Frauen leben nu olle, Gott sei Dank.“ (Zeile 247-249)

6.9.4.1.1 Geschwister

Herr I berichtet, dass er das jüngste von neun Kindern ist. Er erzählt, dass es alle Geschwister zu etwas gebracht haben. Jeder ist verheiratet und hat ein Haus oder eine Wohnung. Herr I bezeichnet dies als Leistung, da sie früh Vollweisen waren.

„Und im Prinzip, muaß i sogn, fiar des, dass ma eigentlich, ja, praktisch, aus ollen aussegstoßn wurn san, woar jeder für sich selbst verantwortlich. Und eigentlich hats ein jeder zu was bracht.“ (Zeile 237-239)

„Es hat a jeder sein Haus und oder eine Wohnung und [...] muaß ma eigentlich sagen, für des, dass ma – i ob 13 und de anderen 15, 16 Vollwaisen woarn, nen, woar des e nu a Leistung a, muaß ma sogn. In der heitigen Zeit woarscheinlich kaun ma sich's goar net vurstelln. Is natürlich a gaunz aundere Zeit a.“ (Zeile 241-245)

6.9.4.1.1.1 Bruder A

Herr I erzählt, dass sein ältester Bruder den Kalkhandel von seinem Vater übernommen hat.

6.9.4.1.1.2 B Mutter

Herr I erzählt, dass seine Schwester B für ihn eine Art Ersatzmutter war und es für ihn ein starker Verlust war, als diese geheiratet hat. Herr I berichtet, dass er danach noch manchmal bei seiner Schwester zu Besuch war und dies dann sehr schön für ihn war. Der Interviewte meint, dass er nicht versteht, warum seine Schwester und ihr Mann nach dessen Pension nicht auch nach BXX gezogen sind. Er erklärt sich das damit, dass sie sich in LXXhaus schon einen Namen gemacht haben und in BXX Unbekannte wären. Außerdem sagt Herr I, dass seine Schwester jetzt schon Probleme mit den Augen hat.

„Meine Schwester hat den Opa gheirat. Des woar a storka Verlust natürlich, is eh kloar, jetzt ist praktisch die Ersatzmutter wegkommen.“ (Zeile 50-51)

„Oiso, wos i net verstaundn hob, owa do war da Opa schuld, glaub i, dass, wia sie in Pension gaungen san, net rauf gaungen san. Owa, es hot sicher seine aundere Sochen, ne. Do unt woar er hoit wer. In BXXX kennt er kana.“ (Zeile 257-260)

6.9.4.1.1.3 Schwester C

„[...] die C hot daun auch geheiratet nach Südtirol eben.“ (Zeile 235)

6.9.4.1.1.4 Bruder D

Sein Bruder D war ebenfalls im Kalkhandel des Bruders A beschäftigt.

6.9.4.1.1.5 Bruder E

„Onkel E hat auch gheirat.“ (Zeile 236)

6.9.4.1.1.6 Schwester H

„Die Tante H hat auch gheirat.“ (Zeile 235-236)

6.9.4.1.2 Eltern

Herr I erzählt, wie alt er war, als seine Eltern gestorben sind. Er berichtet vom Beruf des Vaters und davon, dass sein ältester Bruder (Herr A) das Geschäft seines Vaters übernommen hat.

6.9.4.1.2.1 Mutter

„[...] was i mi zruckerinnern kann, mit drei Joar is meine Mutter verstorben.“ (Zeile 4-5)

6.9.4.1.2.2 Vater

„[...] dann woar i dreizehn. Daun is da Vater gstorbn. Leider. ///“ (Zeile 49)

6.9.4.2 KINDERGARTEN

Herr I erzählt, dass seine Schwester C in HeiligenXXX Kindergärtnerin war und er selbst diesen besuchte.

6.9.4.3 SCHULE

Herr I berichtet vom Schulweg, von der Volksschule und von der Hauptschule.

„Oba des woar ois net so tragisch, weil mei Vater, der hot imma Kortn gspielt mitn Obalehrer (lachen). // Da is des wieda ausbeglt wurn irgendwie.“ (Zeile 46-48)

6.9.4.3.1 Schulweg

Der Interviewte berichtet, dass der Schulweg oft länger dauerte als nötig gewesen wäre. Unterwegs wurde gespielt oder zum Beispiel Obst gestohlen. Seine Schwester B hat ihm immer ein Jausenpackerl hergerichtet.

„Es woar a aundare Zeit, der Schuiweg hot oft dauert stott ana dreiviertel Stund zwei Stund (lacht).“ (Zeile 28-30)

6.9.4.3.2 Volksschule

Herr I erzählt, dass er oft zur Strafe viele Seiten schreiben musste. Er meint, dass eine seiner Lehrerinnen die Ideologie der Nationalsozialisten vertreten hat und er dadurch Schwierigkeiten hatte.

„Naja, dann is weiter gangen, wia gsogt, do woar die Nazizeit sozusogn, und i hob a Lehrerin ghobt, die sehr streng woar und mit den Nazis eng verbunden. Und i hob hoit in der Früh gsogt nicht „Heil Hitler“, sondern „Grüß Gott“. Und jeds moi hob i hoit ane kriagt, waun i „Grüß Gott“ gsogt hot. Nau daun hot da Vater in die Schui miassn, und hots gsogt, wenn i net „Heil Hitler“ sog, daun komm i in a Heim. Na gezwungener Maßen hob i daun „Heil Hitler“ gsogt, [...].“ (Zeile 19-25)

6.9.4.3.3 Hauptschule

„Naja, dann is es dann in die Hauptschui gaungen, dann woar i dreizehn.“ (Zeile 48-49)

6.9.4.4 KRIEG

Herr I erzählt, dass sie mit den russischen Soldaten Tauschgeschäfte getätigt haben und dass seine Lehrerin mit den Nazis eng verbunden war und er dadurch Schwierigkeiten in der Schule hatte.

6.9.4.4.1 Russische Soldaten

Der Interviewte erzählt, wo die gefangenen Russen einquartiert waren und dass sie als Kinder oft ihre Jause gegen Spielzeug (zum Beispiel einen Holzpanzer) eingetauscht haben.

„Und bevor ma zur Schule kommen sind, woar des Stift HeiligenXXX, da warn die Russen, die Gefangenen, einquartiert.“ (Zeile 14-16)

„Mit denen hamma in der Früh scho Tauschgeschäfte gmacht. De haum unser Schmoizbrot kriegt und mia haum Holzpanzer und so Sochn hoit kriegt, gell, des woar (XXX). Also wir ham, Kinder ham ka Problem, net.“ (Zeile 16-19)

6.9.4.5 JUGEND

Herr I erzählt, dass seine Jugend einerseits nicht schön war, da er keinen guten Job hatte. Auf der anderen Seite erzählt er lachend, dass es einige Mädchen gegeben hat und dass es deshalb dann doch eine schöne Zeit gewesen ist.

„Hat natürlich von 16 bis 19 diverse Mädchen gegeben, is eh klar (lachen). Des gheart dazua. (lachen). Bis die richtige kummen is. (lachen). Des hots a gebn. Naja. Wäre ja abnormal, net. (lachen). Woar a a schene Zeit.“ (Zeile 315-318)

6.9.4.6 MEIN BERUFLICHER WERDEGANG

Herr I erzählt viel über seinen beruflichen Werdegang. Im Alter von 13 Jahren wurde er von seinem Onkel adoptiert, dieser hat ihn aber schlecht behandelt und deshalb hat er ihn im Alter von 15 Jahren wieder verlassen. Er suchte sich eine Lehrstelle und begann als Bäckerlehrling zu arbeiten. Nach der Lehrzeit wurde er gekündigt, daraufhin arbeitete er in verschiedenen Betrieben, war aber Zeit nirgends so richtig zufrieden. Erst relativ spät begann er bei der CA-Leasing zu arbeiten, dort blieb er bis zur Pension. Herr I sagt, dass er sich dort richtig wohl gefühlt hat und diese Zeit die früheren Unannehmlichkeiten ausgeglichen hat.

„Naja, owa, wia gsogt, mia haum si des miassn ois eroarweiten und erkämpfen. Moi woar durt wos, moi woar do wos.“ (Zeile 340-342)

6.9.4.6.1 Zeit beim Onkel

Herr I beschreibt seinen Onkel als scheinheilig und meint, dass dieser ihn zu schlecht behandelt hat und er deshalb seiner Ansicht nach nicht wirklich gläubig war. Er erzählt, dass sein Onkel selbstständig war, Herr I sollte den Betrieb übernehmen. Herr I verließ jedoch seinen Onkel im Alter von 15 Jahren und begann eine Bäckerlehre.

„I bin daun mit dreizehn zu an Onkel kummen, oiso der hot mi adoptiert, sozusagen. Und hot gsogt, i soi sein Betrieb – so Kohlen- und Holzhandel und kleine Landwirtschaft – übernehmen. Er woar owa sehr goarstig zu mir. Waun i net so gspurt hob, wie er woin hot, oder sei Frau, daun hob i entweder miassn drausst steh zwei Stund auf'd Nocht oder hob i miassn aum Leiterwogn schloffn. Und daun samma um fünf Uhr in der Früh scho in Woid gfoarn Holz holen mitn Leitawogn und mitn Pferd. Und do woar er, is obn gstaundn, und i hob miassn des gaunze schwere aufheben. „ (Zeile 51-59)

„Und waun I's net dahobn hob, hot a ma ane gebn. Oiso, des is gaungan bis fünfzehn, daun hob i gsogt: „Schluss. Er soll si des ois ghoidn, i brauch nix von ihm.“ (Zeile 61-63)

„Des anzige wos woar, am Sonntag immer in d`Kirchen gehen müssen, de woarn so heilig, unter Anführungszeichen. Do hättens miassn aunders reagieren a, net. Hob i immer fünf Schilling – des woar eigentlich vü Göd durzamois. Des woar 1950 oder 49,

genau. Nur hob i oba nur drei Schillinge reingschmissn und um zwei Schilling hob i ma a Bendsorp-Schokolad kauft. (lachen). I hoff, des hot ma mir vaziehn.“ (Zeile 63-69)

6.9.4.6.2 Beruf

Herr I berichtet über die verschiedenen Stationen in seinem Berufsleben. Lange Zeit musste er unter schlechten Bedingungen arbeiten, doch Herr I veränderte seine Arbeitsstelle immer wieder, solange bis er damit sehr zufrieden war.

6.9.4.6.2.1 Lehre (Bäckerei)

Er berichtet von den schlechten Arbeitsbedingungen als Bäckerlehrling und davon, dass er nach der Lehrzeit sofort gekündigt wurde. Danach war er einige Zeit auf Arbeitsuche.

„Na i hob ma daun de Lehr gsucht, des is owa wieder sozusagen in de Hosn gauna, a wieda schlecht behandelt worden. Weil i hob jo des Bäcker/Zuckerbäcker glernt. I hob des mit Kost und Quartier ghobt. Oiso arbeiten Tag und Nacht, sozusagen. Nachmittag hauma miassn Holz mochen, de zwei Lehrbuam, und do hots a gebn um ein Uhr nachts aufstehen und so weiter. Also es war keine schöne Jungend, muaß i scho sogn. Najo, wie is weitergaungen. Wia i ausgelernt woar, bi i sofort gekündigt woardn. De haum nur mit wenig Personal – hot net teuer sein dürfn. Nau hob i net sofort an Job kriagt.“ (Zeile 69 -77)

6.9.4.6.2.2 Semperit

Die nächste Stelle im beruflichen Werdegang war die Firma Semperit, dort arbeitete er aber nur kurz, da er mit den Kollegen nicht auskam.

„Daun bin i in de Semperit gaunan. Und des hot ma owa net behogt. Do woarn wirklich lauter totale Proleten, sozusagen. Oiso, des hob i net vatrogen. Do woar i net laung, a hoibs Joar, daun bin i wieder in die Bäckerei.“ (Zeile 78-81)

6.9.4.6.2.3 Bäckerei

Herr I fand danach wieder eine Stelle als Bäcker, kündigte diese jedoch, da seine Frau mittlerweile in einem Büro arbeitete und ihre Dienstzeiten zu unterschiedlich waren.

„Naja, i hob daun, weil die Bäckerei woar scho an schwere Oarweit, hob daun des valossn, 19XX na früher scho, 74, weil ma jo nie zaumkumman san. D’Frau im Büro, i hob miassn in der Nocht um ans, zwa aufstehn. Hob i gsogt, na, i suach ma jetzt wos aundas.“ (Zeile 135-139)

6.9.4.6.2.4 Porsche

Herr I fand einen neuen Job als Juniorverkäufer bei Porsche, dieser Job gefiel ihm eigentlich sehr gut und auch das Gehalt war laut Herrn I annehmbar. Nach einiger Zeit gab es aber Probleme mit seinem Vorgesetzten und somit wechselte er erneut den Job.

„Nau daun hob i mit mein, was da Chefverkäufer woar, hauma Probleme mitanaund kriegt. Der is neidig wurn, weil i scho schene Kunden vü ghobt hob und so. Na hots do Reibereien gebn. Na hob i gsogt: na guat, daun werd i hoit numoi wechseln.“ (Zeile 139-145)

6.9.4.6.2.5 CA-Leasing

Herr I wechselte zur CA Leasing nach Wien und berichtet, wo er bis zu seiner Pension blieb.

„Oiso do hob i mi richtig woi gführt, es hot vü ausgeglichen, was früher traurig woar.“ (Zeile 154-155)

6.9.4.6.3 Geld verdienen

Dadurch, dass Herr I immer gearbeitet hat, konnte er sich früh ein Motorrad leisten. Er erzählt, dass damals nur wenige Leute motorisiert waren.

„Na dann hob i ma a Motorrad kauft, damals scho a Göd ghobt. Daun is lustig dahingaunga. (lachen). A paar Joar. Weil do woarn nu net vü, de ans ghobt haum. Da woar i mit 18 ½, 19 Joar ana von de wenigen vom gaunzn Bezirk.“ (Zeile 81-84)

6.9.4.7 SELBST GEWÄHLTE FAMILIE

6.9.4.7.1 Ehefrau

Herr I erzählt, wie er seine Frau kennen gelernt hat und dass drei Jahre darauf die Hochzeit folgte. Als seine Frau schwanger war, wurde das Haus umgebaut bzw. renoviert. Ihr gemeinsamer Sohn wohnt gleich neben ihnen und das Enkelkind ist der Liebling der Großeltern.

„Bin dann – na hob i mi wieda dafaungt – hob i scho mei Frau kennaglernt. Und die Schwiegermutter war sehr nett, oiso. Obwohl, d’Frau woar jo erst, wia is kennenglernt hob, 15, und i bin 20 ungefähr. Ja, net gaunz fünf Joar samma ausanaund. Owa de hot mi so liebevoi sofort aufgenommen, de Schwiegermutter. Oiso des woar xxx. Mia haum uns verstaundn wia de eigene Mutter.“ (Zeile 90-95)

„D’Frau woar a a guada Griff (lachen), muß i sogn, jo.“ (Zeile 124-125)

6.9.4.7.1.1 Hochzeit

Herr I erzählt von der Hochzeit und davon, dass die Hochzeitreise nach Mariazell ging.

„Najo, mia san daun, eben wia gsogt, drei Joar mitanaund gaungen, wia d’Frau 18 woar, hauma gheirat. Und des woar – de Hochzeit woar eh do, oiso in BXXX. Gfeiert hauma in an Gosthaus, Elli, Oma, olle woarn hoit dabei, nen. Dann simma drei Tog noch Mariazell gfoarn durzamoï mitn Bus, weil Auto hots do nu net gebn, des woar 1960.“ (Zeile 101-106)

6.9.4.7.1.1.1 Hausbauen

Der Interviewte erzählt, dass er und seine Frau ein altes Haus umgebaut haben. Er schildert die Umbauarbeiten sehr detailliert und berichtet davon, dass immer etwas zu reparieren ist.

„Und, ja, daun hauma hoit do augfaungt, des Haus zum umbau, do woar ois kaputt, sozusagen. Mia ham ka Bad ghobt, es woar ka Wossa, es woar nur unten, jetzt hauma des ois dazubaut, eingeleitet, Schulden woarn aum Haus, de hauma ozoit. Na dann hamma drüben dazubaut no a Stück, [...].“ (Zeile 106-110)

„Owa den Dreck, wos’d do host, waunst drinn wohnst. Mia haum geputzt Jahre hindurch. Amoi de Fenster, amoi des, daun de Hazung. Owa es geht ois vorbei. (lachen). Ja, so is des. Mh.“ (Zeile 376-378)

6.9.4.7.2 Schwiegermutter

Die Schwiegermutter stellt eine wichtige Person im Leben von Herrn I dar, weil sie für ihn wie eine eigene Mutter war.

„Owa de hot mi so liebevoi sofort aufgenommen, de Schwiegermutter. Oiso des woar(xxx). Mia haum uns verstaundn wia de eigene Mutter.“ (Zeile 93-95)

6.9.4.7.3 Kind/ Sohn

Herr I erzählt, dass drei Jahr nach der Hochzeit ihr Sohn Manfred zur Welt kam. Dieser verbrachte auch viel Zeit mit seiner Großmutter, da beide Elternteile arbeiten gingen und das Haus umbauten.

„[...] und drei Joar später ist daun da Manfred, da Sohn kumma, 1963, genau.“ (Zeile 110-111)

6.9.4.7.3.1 Karriere Sohn

Herr I erzählt, dass seinem Sohn lange Zeit der Sport wichtiger als die Karriere war. Herr I hat dies solange geduldet, solange sein Sohn Beihilfen bekam. Später beschaffte er ihm einen guten Job bei der CA-Leasing. Dort gab es jedoch Probleme mit einem Vorgesetzten und somit wechselte er den Job. Noch einmal fand sein Sohn eine gute Stelle, da Herr I seine früheren Geschäftskontakte nützte.

„Do hot a gsogt: „Hurchns, da könnens tun was sie wolln, bevor i des moch, verlass i de Firma.“ Und des woar a so daun, er hot dann kündigt, Gottseidank hob i zu der Leasplan, was die Tochterfirma von der CA-Leasing woar, gute Kontakte ghabt, und hot er dort angfangt. Hot dort an Superjob, wo a heit nu is.“ (Zeile 190-194)

6.9.4.7.3.2 Gesundheit Sohn

Herr I erzählt, dass sein Sohn im April dieses Jahres einen Herzinfarkt hatte und er sich deshalb große Sorgen um ihn macht.

„Naja, es i hoit daun, immer wieder des große Zittern wengan Sohn.“ (Zeile 276- 277)

6.9.4.7.3.3 Familie des Sohnes

Herr I erzählt, dass sein Sohn verheiratet ist. Seine Schwiegertochter brachte einen Sohn in die Ehe mit.

„Ja, der Sohn hot jo vurher no gheirat, nen, die Schwiegertochter hot jo a Kind mitbrocht, was unser Liebling is. Gaunz was Liabes.“ (Zeile 203-205)

6.9.4.7.3.4 Enkelkind

Der Interviewte erzählt, dass sein Enkelsohn sehr tüchtig und strebsam ist. Er studiert fleißig und arbeitet nebenbei noch als Tormann. Er als Großvater versucht ihn in allem zu unterstützen und hilft auch finanziell aus.

6.9.4.8 URLAUB

Herr I erzählt, dass er und seine Frau oft auf Urlaub fahren und diese Zeit sehr genießen.

„Naja. Nur jetzt is hoit unser Leben so, jetzt is es hauptsächlich von Urlaub /// heuer woar ma zwölf Wochen. (lachen). Owa vorigs Joar a. (lachen). Jaja. Und jetzt, waun ma wirklich foarn, wird's sogar nu a dreizehnte. Naja. Genieß ma's, man weiß nicht, wie lange noch.“ (Zeile 320-323)

6.9.4.9 UNFÄLLE

Er berichtet, dass er einmal einen schweren Motorradunfall in Kärnten hatte. Früher wurde er immer „Sausepeppusch“ genannt, nach dem Unfall verkaufte er das Motorrad, da seine Schwiegermutter sehr gegen das Fahrzeug war.

6.9.4.10 KRANKHEITEN

Der Interviewte erzählt, dass er schon einige Krankheiten und Operationen hinter sich hat. Er meint, es sei aber nichts Ernstes dabei gewesen und dass das eben eine Alterserscheinung ist.

6.9.4.11 LEBEN IM ALTER

Herr I berichtet, dass er vier Jahre vor seiner Frau in Pension gegangen ist. Diese Zeit nutzt er, indem er zum Beispiel untertags Schi fahren ging und am Abend, wenn seine Frau aus dem Büro kam, wieder zu Hause war. Inzwischen genießen sie die Zeit zu zweit, seine Frau ist mittlerweile auch schon fünf, fast sechs Jahre in Pension. Er meint, dass das Leben schnell vorbei geht und man nur in jungen Jahren älter sein will.

„Jo, mia zwa san hoit daun in Pension gaunga, i früher wia die Frau, um vier Joar. Woar a net schlecht, haumas uns a guat geh lassen. (lachen). ...Woar a a schene Zeit. Oba daun woar i scho froh a, inzwischen is sie jo a scho fünf Joar zhaus, sechs Joar wird's scho.“ (Zeile 196-202)

6.9.4.12 LEBEN DAMALS/ HEUTE

Herr I ist der Meinung, dass es die Jugend heute leichter hat, dass die Eltern bzw. Großeltern stärker darauf achten, dass die Kinder zu etwas kommen.

„Die Jugend hots heit leichta, weil meistens die Omis und Papas schaun, dass ois do is. Da Manfred hot jo a praktisch nur in de Wohnung einegehn brauchen.“ (Zeile 378-380) De woar jo fertig. Bis des oder jenes einrichten, nen. (Zeile 382)

6.9.5 Protokoll der Handlungsstränge Herr I

Herr I erzählt sein Leben anhand von zwölf Haupthandlungssträngen. Er berichtet über seine „Ursprüngliche Familie“, den „Kindergarten“, die „Schule“, den „Krieg“, seine „Jugend“, seinen „beruflichen Werdegang“, seine „Selbst gewählte Familie“,

seine „**Urlaube**“, über „**Unfälle**“, über „**Krankheiten**“, das „**Leben im Alter**“ und vergleicht das „**Leben von damals und heute**“.

Im ersten Handlungsstrang „**ursprüngliche Familie**“ erzählt Herr I hauptsächlich über seine Geschwister, er erwähnt deren Beruf und Familienstand. Herr I ist der Ansicht, dass es seine Geschwister alle zu etwas gebracht haben und dass dies eine große Leistung sei, da sie alle so früh Vollwaisen waren. Einzig seine Schwester Frau B wird genauer beschrieben. Herr I sagt, dass sie für ihn eine Ersatzmutter war. Als seine Schwester damals geheiratet hat und wegzog, empfand er das als schweren Verlust. Der Interviewte meint, dass er es nicht versteht, warum seine Schwester und ihr Mann nach dessen Pension nicht auch nach BXX gezogen sind. Er erklärt sich das damit, dass sie sich in KXXsee schon einen Namen gemacht haben und in BXX Unbekannte wären. Über seine Eltern erzählt er nur sehr kurz, dass er drei Jahre alt war, als seine Mutter starb, und dreizehn Jahre alt, als sein Vater starb. Außerdem führt er noch den Beruf des Vaters an.

Im zweiten Handlungsstrang „**Kindergarten**“ erzählt er, dass er diesen besucht hat und seine Schwester Frau C dort Kindergärtnerin war.

Im dritten Handlungsstrang „**Schule**“ berichtet er kurz vom Schulweg, von seiner Volksschulzeit und der Hauptschulzeit. Besonders eine Erinnerung an seine Volksschulzeit ist Herrn I stark im Gedächtnis geblieben. Er erzählt, dass eine seiner Lehrerinnen stark mit den Nazis verbunden war. Er wollte nicht „Heil Hitler“ zur Begrüßung sagen und deshalb wurde ihm gedroht, dass er in ein Heim kommt, falls er sein Verhalten nicht ändern würde.

Im vierten Handlungsstrang „**Krieg**“ erzählt Herr I über die gefangenen russischen Soldaten und die Nazizeit. Herr I berichtet über Tauschgeschäfte mit den russischen Soldaten.

Im fünften Handlungsstrang „**Jugend**“ meint Herr I, dass dies einerseits eine sehr schöne Zeit war, da es einige Freundinnen gab. Andererseits hat Herr I diese Zeit nicht gut in Erinnerung, da er damals keinen guten Job hatte.

Im sechsten Handlungsstrang „**Beruflicher Werdegang**“ erzählt Herr I von seiner vielseitigen Karriere. Dieser Handlungsstrang nimmt quantitativ gesehen den meisten Raum ein. Herr I berichtet sehr detailliert über seine beruflichen Stationen, er erzählt, dass er oft den Beruf gewechselt hat und es sich immer verbesserte. Er berichtet von

insgesamt sieben beruflichen Stationen und davon, dass er anfangs unter ganz schlechten Bedingungen arbeiten musste. Herr I erzählt, dass auch sein Gehalt immer besser wurde und sein letzter Job, den er bis zur Pension ausübte, ihn für viele schlechte Jahre im Arbeitsleben entschädigte.

Im siebten Handlungsstrang **„Selbst gewählte Familie“** erzählt Herr I viel über seine Frau, seine Schwiegermutter, seinen Sohn und seinen Enkelsohn. Der Interviewte berichtet, wie er seine Frau kennen lernte und meint, dass er bis heute glücklich mit ihr ist. Er erzählt, dass sie geheiratet haben und anschließend gemeinsam das Haus umgebaut haben. Mittlerweile sind beide in Pension (siehe elfter Handlungsstrang **„Pension“**). Auch die Schwiegermutter stellt eine wichtige Person für Herrn I da, da diese wie eine Mutter für ihn war. Drei Jahre nach der Hochzeit kam ihr Sohn Manfred zur Welt. Herr I erzählt, dass dieser lange Zeit nicht arbeiten wollte und nur für Sport zu begeistern war. Er hat ihm dann einen guten Job besorgt, diesen übt er noch heute aus. Momentan macht er sich große Sorgen um ihn, da es ihm gesundheitlich schlecht geht. Herr I beschreibt auch seinen Enkelsohn sehr genau, dieser ist laut seinen Aussagen genau das Gegenteil von seinem Sohn. Sein Enkelsohn ist zwar auch sportbegeistert aber auch sehr zielstrebig, was die berufliche Karriere angeht.

Im achten Handlungsstrang **„Urlaub“** berichtet Herr I, dass er und seine Frau die Zeit sehr genießen und sehr oft unterwegs sind. In diesem Jahr waren sie schon 12 Wochen auf Urlaub, eine weitere Reise ist geplant.

Im neunten Handlungsstrang **„Unfälle“** erzählt der Interviewte von seinem Motorradunfall. Er meint, dass er das Motorrad dann verkauft hat, da die Familie im Vordergrund stand.

Im zehnten Handlungsstrang **„Krankheiten“** erzählt er, dass er altersbedingt schon einige Krankheiten und Operationen gehabt hat.

Im elften Handlungsstrang **„Leben im Alter“** meint er, dass er schon vor seiner Frau in Pension gegangen ist und diese Zeit intensiv genützt hat. Jetzt aber genießen sie die Zeit zu zweit.

Im zwölften Handlungsstrang **„Leben Damals/ Heute“** meint er, dass es die Jugend heute besser hat, da die Eltern für sie vorsorgt.

6.9.6 Interviewbestimmende Themen und Muster bei Herrn I

Auffällig an diesem Interview ist, dass Herr I seine jeweiligen Lebenssituationen immer wieder verbesserte und dass er sich nie mit einer Situation zufrieden gab, wenn sie ihn nicht glücklich machte. So wechselte er zum Beispiel sieben Mal den Beruf. Erst seine letzte berufliche Station war laut den Aussagen von Herrn I perfekt, dort blieb er dann auch bis zu seiner Pensionierung.

Auch im privaten Leben von Herrn I spiegelt sich diese dynamische Lebensweise wider. So verbringt er bis heute sehr viel Zeit, um mit seiner Ehefrau zu verreisen. Deswegen, sagt er, genieße er das Pensionsalter. Im Vergleich zu Herrn E, für den Arbeit und Aktivität auch eine große Rolle in der Lebenserzählung spielen, nutzt Herr I die Pension, um seinen Interessen intensiv nachzugehen. (Herr E meint dazu beispielsweise, dass er auch in der Pension keine Zeit zum Reisen habe, weil er immer noch so viel Arbeit hat.)

Herr I sieht sein Leben geprägt von schweren Bedingungen und Schicksalsschlägen, anhand derer er seine Geschichte erzählt. Er beschreibt, dass er immer aus eigener Kraft das Beste aus diesen Situationen gemacht hat oder sich selbstständig daraus befreit hat. Unter diese schweren Bedingungen fallen der Tod der Mutter und die damit verbundene Adoption, die Jobwechsel, die Aufnahme des Stiefsohnes seines Sohnes in die Familie und aktuell der Umgang mit seinem kranken Sohn.

6.10 Geschwistervergleich

6.10.1 Auswertung der Handlungsstränge

Vier der fünf ausgewerteten Interviews dauerten ungefähr eine Stunde. Das Interview mit Frau C dauerte etwa 90 Minuten. In den einzelnen Interviews kommen jeweils unterschiedlich viele Handlungsstränge zur Sprache, im Interview von Frau B gibt es fünf Handlungsstränge und somit die wenigsten der gesamten Zielgruppe. Im Interview von Frau H gibt es sechs, im Gespräch mit Herrn E zehn, bei Frau C elf und bei Herrn I

zwölf Handlungsstränge, er hat somit die meisten Themenfelder der gesamten Interviewgruppe eingebracht.

Die Handlungsstränge **„Ursprüngliche Familie“** und **„Schule“** kommen als einzige Themenfelder bei allen fünf interviewten Personen vor. Innerhalb des Themenfeldes **„Ursprüngliche Familie“** war die Gewichtung jedoch unterschiedlich. Insgesamt kann man jedoch sagen, dass entweder über die Geschwister oder und die Eltern gesprochen wurde. In diesem Zusammenhang kann festgestellt werden, dass der frühe Tod der Mutter für jeden einzelnen Geschwisterteil weitreichende Folgen für das eigene Leben hatte bzw. hat und sich diese Tatsache durch verschiedene Handlungsstränge zog. Innerhalb dieser Untergruppen wurde bei den Geschwistern vor allem Frau B erwähnt, da sie für einige der Interviewten eine Art Ersatzmutter war. Im Handlungsstrang **„Schule“** wurde in den fünf Gesprächen viel über die achtjährige Volksschulzeit berichtet, ebenfalls wichtig war den Interviewten eine Schilderung des Schulweges.

Die Handlungsstränge **„Krieg“** und **„Selbst gewählte Familie“** kommen in vier von fünf Erzählungen vor. Innerhalb des Handlungsstranges **„Krieg“** wurde vor allem von den russischen Soldaten berichtet. Innerhalb des Handlungsstranges **„Selbst gewählte Familie“** wurde vor allem über den zukünftigen Partner erzählt. Alle Personen, die über die selbstgewählte Familie berichteten, schilderten, wie sie ihre Partner kennen gelernt haben. Auch die eigenen Kinder fanden sich in allen vier Interviews, von ihnen wurde hauptsächlich Gegenwärtiges wie Beruf und Familienstand erzählt.

Die Handlungsstränge **„Kindheit“**, **„Beruflicher Werdegang“**, **„Leben Im Alter“** und **„Leben Damals“** kamen in drei von fünf Interviews vor. Innerhalb des Themenfeldes **„Kindheit“** wurde vor allem über die Freizeitgestaltung berichtet. Das Themenfeld **„Beruflicher Werdegang“** wurde von allen drei Personen sehr ausführlich dargestellt. Jede einzelne Person führte die Stationen des Berufslebens an, die verschiedenen Arbeitsstellen wurden kommentiert. Zum Themenfeld **„Beruflicher Werdegang“** ist zu erwähnen, dass alle Personen (sowohl Männer als auch Frauen), die vor der Pension gearbeitet haben, viel darüber erzählt haben. Im Vergleich dazu wurde von den nicht Erwerbstätigen nicht über die häusliche Arbeit erzählt. Im Handlungsstrang **„Leben im Alter“** wurde über die Pension gesprochen, diese wird je nach Person sehr unterschiedlich genutzt. Während eine Person viel über ihre Reisen erzählt, berichtet die

zweite, dass sie weiterhin viel zu arbeiten hat, und die dritte, dass sie sich jetzt mehr um die medizinische Versorgung kümmern muss als früher. Im Handlungsstrang „Leben Damals“ wird viel über die früheren Lebensbedingungen erzählt.

Die Handlungsstränge „**Urlaub**“ und „**Unfälle**“ kamen in zwei von fünf Interviews vor. Der Handlungsstrang „Urlaub“ wird von den beiden Personen gegensätzlich beurteilt, während eine Person meint, dass sie den Urlaub sehr genießt und oft wegfährt, meint die andere Person, dass für Urlaub nie Zeit ist. In zwei Verdichtungsprotokollen gibt es den Handlungsstrang „Unfälle“, in diesem Handlungsstrang wird von einzelnen Unfällen im Leben der Interviewten und deren Mitmenschen berichtet. Der Handlungsstrang kommt bei zwei Frauen vor, beide waren nicht erwerbstätig.

Die restlichen Handlungsstränge „**Pflichtjahr in Deutschland**“, „**Wohnort**“, „**Eigener Werdegang**“, „**Einstellungen**“, „**Haus**“, „**Aktuelles**“, „**Jugend**“, „**Kindergarten**“, und „**Krankheiten**“ wurden in den fünf geführten Interviews jeweils nur einmal genannt.

6.10.2 Auswertung der handlungsleitende Themen und Muster

Im Vergleich zu den Handlungssträngen, die sich großteils in den einzelnen Interviews überschneiden, können bei den handlungsleitenden Themen und Mustern keine Gemeinsamkeiten ausfindig gemacht werden. Lediglich die starke Betonung der Arbeit bei Herrn E und Herrn I lässt ähnliche Tendenzen erkennen. Bei genauerer Betrachtung wird allerdings deutlich, dass sich Herr Es Zugang zum Thema Arbeit auf die Identifikation mit Arbeit zurückführen lässt, da er sich und die Personen, die er beschreibt, mit der Arbeit, die sie ausführen, charakterisiert. Auch Interview mit Herrn I ist vom Themenfeld Arbeit gekennzeichnet, allerdings zeigt sich bei ihm, dass ein guter Arbeitsplatz Grundvoraussetzung für ein gelungenes Leben ist. Er trachtet nach einem angenehmen Leben ohne Entbehrungen, womit er auch seinen oftmaligen Jobwechsel begründet. Erst seine letzte Arbeit konnte ihn glücklich machen.

Für die einzelnen Gespräche gilt, dass sich jeweils ein Muster durch einen Großteil der angesprochenen Themen zieht. Daneben kommen höchstens ein bis zwei handlungsleitende Themen zur Sprache. Demzufolge kann davon ausgegangen werden, nachdem die Gespräche möglichst offen abgelaufen sind, dass die Themen, die in den

Interviews angesprochen wurden auch im Leben - wenn auch nicht bewusst - eine große Rolle spielen.

6.11 Zusammenfassung

Da wir das Interview nur sanft begleitet haben und nie aktiv ein neues Thema eingebracht haben (siehe Kapitel 5), kann davon ausgegangen werden, dass die angesprochenen Themenfelder für die interviewten Personen relevant sind. Jedes Gespräch wurde vorerst als Einzelinterview ausgewertet, ein Verdichtungsprotokoll wurde erstellt, die im Interview vorhandenen Handlungsstränge wurden ausgewiesen und im Anschluss daran wurde geschaut, ob es handlungsleitende Themen und Muster im Interview gibt. Anschließend wurden alle Interviews der fünf Geschwister miteinander verglichen.

In dieser Zielgruppe gab es zwischen fünf und zwölf Handlungsstränge pro Interview. Beim Vergleich der Interviews fällt auf, dass viele Handlungsstränge in mehreren Interviews angesprochen wurden. Zwei Handlungsstränge („Ursprüngliche Familie“ und „Schule“) wurden von allen Gesprächspartnern behandelt. Auch innerhalb dieser zwei Handlungsstränge ist die Fokussierung auf bestimmte Themen ähnlich. Somit kann gesagt werden, dass es bei den Handlungssträngen viele Überschneidungen gibt und nur wenige Handlungsstränge einzig von einer Person genannt wurden.

Im Unterschied dazu gleichen sich die handlungsleitenden Themen und Muster nicht. Insgesamt kann gesagt werden, dass eine Lebenserzählung von je ein bis zwei handlungsleitenden Themen und Mustern determiniert ist.

7 ZUSAMMENFASSUNG UND DISKUSSION DER ERGEBNISSE

Die vorliegende Arbeit dokumentiert und analysiert Interviews von fünf Geschwistern im Pensionsalter. Leitende Frage der Forschung war, was Menschen erzählen, wenn sie über ihr Leben erzählen. Dabei orientierte sich die Forschung an narrativen Interviewverfahren nach Schütze (1987) und Langer (2000). Sie zeichnen sich durch eine anfangs gestellte offene Erzählaufforderung aus, die dem Interviewten Raum zum Erzählen geben soll. Wichtig dabei ist, dass der Interviewer im Verlauf des Interviews nicht leitend eingreift (beispielsweise durch Fragen), um einerseits den Erzählfluss nicht zu unterbrechen und andererseits das Interview nicht zu lenken, denn es ist von Interesse, was der Interviewte möglichst ohne Beeinflussung erzählt. Seit einigen Jahrzehnten bedient sich die Sozialpädagogik vermehrt der Biographieforschung und damit einhergehend narrativer Verfahren. Im Theorieteil dieser Arbeit wird die Biographieforschung theoretisch verortet und ihre Stellung in der Pädagogik und im Speziellen in der Sozialpädagogik behandelt. Im Forschungsteil wurde das Ziel verfolgt, Erkenntnisse über Lebensgeschichten zu gewinnen und verborgene Muster daraus zu extrahieren. Im Anschluss werden nun die Forschungsergebnisse unter Einbeziehung der theoretischen Positionierung sowie des (sozial)pädagogischen Kontexts der Biographieforschung diskutiert.

In den einzelnen Gesprächen wurde deutlich, dass die befragten Personen über den Weg der Biographisierung erinnern - es wurden also einzelne Erinnerungen bewertet, bestimmten Themen zugeordnet und vernetzt. Im Interview meinte Herr I beispielsweise:

„Na dann hob i ma a Motorrad kauft, damals scho a Göd ghobt. Daun is lustig dahingaunga. (lachen). A poar Joar. Weil do woarn nu net vü, de ans ghobt haum. Da woar i mit 18 ½, 19 Joar ana von de wenigen vom gaunzn Bezirk.“ (Interview Herr I, Zeile 81-84)

Biographizität - also das Bewusstsein über die eigene Biographie - kam in den Interviews großteils als Stolz auf den eigenen Werdegang und auch auf den Werdegang der Geschwister zum Vorschein. Im Zusammenhang damit, dass nach Ansicht der Gesprächsteilnehmer durch den frühen Tod der Mutter keine guten Voraussetzungen für

ein erfolgreiches Leben gegeben waren, zeigen sie Stolz in Bezug auf Berufskarriere und Besitz. Hierzu einige ausgewählte Zitate aus dem Interview von Herrn I.

„Und im Prinzip, muaß i sogn, fiar des, dass ma eigentlich, ja, praktisch, aus ollen aussegstoßn wurn san, woar jeder für sich selbst verantwortlich. Und eigentlich hats ein jeder zu was bracht.“ (Interview Herr I, Zeile 237-239)

„Es hat a jeder sein Haus und oder eine Wohnung und [...] muaß ma eigentlich sagen, für des, dass ma – i ob 13 und de anderen 15, 16 Vollwaisen woarn, nen, woar des e nu a Leistung a, muaß ma sogn. In der heitigen Zeit woarscheinlich kaun ma sich's goar net vurstelln. Is natürlich a gaunz aundere Zeit a.“ (Interview Herr I, Zeile 241-245)

„Naja, owa, wia gsogt, mia haum si des miassn ois eroarweiten und erkämpfen. Moi woar durt wos, moi woar do wos.“ (Interview Herr I, Zeile 340-342)

Die Einschätzung und Darstellung von Erinnerung ist immer von der Situation abhängig, in der erinnert wird, und so weist jedes Interview etliche gegenwärtige Positionierungen beim Erzählen über die Vergangenheit auf. Besonders deutlich ist das zu erkennen, wenn mit der Erinnerung ein Bezug zur Gegenwart durch eine Bewertung der damaligen Situation im Vergleich zu heute hergestellt wurde. Frau C meint beispielsweise:

„Du wir haben so viel arbeiten müssen als Kind schon, und überall zupacken und – des war net so wie heut, gell?“ (Interview Frau C, Zeile 323-324)

Aktuelle Studien gehen davon aus, dass Erinnern einerseits über Einzelepisoden, also einzelne einprägsame Erlebnisse, abläuft und andererseits über generische Episoden, die verschiedene Erlebnisse zum gleichen Thema (wie etwa Kindheit) zusammenfassen. (Reimer, 2003) Diese Themen werden in hierarchischer Ordnung entweder chronologisch oder thematisch erinnert. Die fünf Gespräche folgten dieser Erinnerungsstruktur, das heißt, dass Themenschwerpunkte in die chronologische Erzählung eingeflochten wurden. Es gab Haupterinnerungen, also dominante Erinnerungen, die mit Nebenhandlungssträngen verwoben wurden (siehe auch Verdichtungsprotokoll).

Es kam in den Gesprächen deutlich heraus, dass eindruckliche Erlebnisse besser erinnert wurden. Meist wurde ein Lebensalter anhand von außergewöhnlichen Begebenheiten geschildert. Herr I erzählt zum Beispiel von seiner Jugendzeit und verbindet damit frühere Freundinnen:

„Hat natürlich von 16 bis 19 diverse Mädchen gegeben, is eh klar (lachen). Des gheart dazua. (lachen). Bis die richtige kommen is. (lachen). Des hots a gebn. Naja. Wäre ja abnormal, net. (lachen). Woar a a schene Zeit.“ (Herr I, Zeile 315-318)

Erinnerung hängt mit Gegebenheiten wie Bildungsstand, Beruf, Alter oder Geschlecht zusammen. Sehr deutlich wurde das im Bezug auf die erwerbstätigen Gesprächsteilnehmer (Frau C, Herr E und Herr I), in deren Erzählungen ihr Berufsleben eine sehr dominante Stellung einnahm. Speziell bei den beiden Männern, Herrn E und Herrn I, kam deutlich zum Vorschein, dass nicht nur der eigene Beruf von großer Bedeutung ist, sondern prinzipiell berufliche Werdegänge bzw. Karrieren und die damit verbundene Stellung in der Gesellschaft stark thematisiert wurden. Hierzu einige Beispiele aus den Interviews.

„Des woar amoi a Betrieb, heut is ja leider nicht mehr, net. Sagt er: „Die suchen jemanden für die Werkskantine“. Net, und do hob i mi daun um den Posten beworben und woar daun durt bis zur Pension, Kantinieur und Küchenchef (lacht). Woar natürlig a a sehr interessante Aufgabe, wöi jo doch zur Glanzzeit in der Semperit fast 4.000 Beschäftigte woarn, oiso woarn enorme Umsätze in der Kantine, wir haum zwischen 550 und 750 Leute zum Mittagessen ghabt, also do hot si scho was obgspielt, net? Und da war i dann eben bis 90, bis zur Pension. Und seit dem moch i eigentlich nix mehr oiswia oaweitn, oaweitn, oaweitn (lachen).“ (Interview Herr E, Zeile 59-67)

„Oiso, was i net verstaundn hob, owa do war da Opa schuld, glaub i, dass, wie sie in Pension gaungen san, net rauf gaungen san. Owa, es hot sicher seine aundere Sochen, ne. Do unt woar er hoit wer. In BXXX kennt er kana.“ (Interview Herr I, Zeile 257-260) (Bezogen auf Wohnortwechsel von Frau B von KXXsee nach BXXX)

„Mein Mann war gelernter Schuhmacher, und des hat mir dann net gepasst, na hab i gschaut, dass er so Abendschule gmacht hat, Maschinschreiben, Buchhaltung, alles was halt so Marc o`Polo-Schule hat die gheißn. Und nachher dann Abschluss gmacht und dann is er so Bürofach mehr reingrutscht.“ (Interview Frau C, Zeile 639-643)

„Ich hab eigentlich – für mich waren immer die Kinder wichtig, und ich hab so viel gearbeitet, gell, immer, dass i eigentlich sog ma für Spinnereien und so nie Zeit ghabt hab.“ (Interview Frau C, Zeile 318-320)

Die ersten fünf Lebensjahre werden kaum erinnert. (Reimer, 2003) In den Interviews wird das insofern deutlich, als über diese Kindheitsphase kaum berichtet wird. In einem Interview wird der Sachverhalt, dass man sich an diese Phase im Leben kaum erinnern kann, auch thematisiert. Frau H schildert ein Erlebnis, das sie im Alter von fünf Jahren hatte, sie selbst fügt hinzu, dass sie sich daran nicht mehr gut erinnern kann.

„[...] ja und wie die Mutter gestorben ist, da war i fünf Joar oit, und do kau i mi nur gaunz wenig eigentlich an sie erinnern. I kau mi nur erinnern, wia ma amoi in Woid gaungan sind und haum Maiglöckerln gepflückt. Auf des kau i mi nu so guat erinnern. Und, jo und seit dem kriagts immer zum Geburtstag oder waun hoit die Maiglöckerln san, bring i ihr immer Maiglöckerln aufs Grob. Weil des is des anzeige, wos i mi erinnern kaun.“ (Interview Frau H, Zeile 12-18)

Im Bezug auf die Forschung, die davon ausgeht, dass Menschen über 40 die Lebensjahre zwischen 15 und 30 am besten erinnern, kann hier angemerkt werden, dass diese Zeit vielleicht prinzipiell besser erinnert wird, der Schwerpunkt der Erzählungen aber auf dem Kindesalter lag (siehe Verdichtungsprotokolle).

Der symbolische Interaktionismus geht davon aus, dass sich Menschen Dingen gegenüber auf Grund deren Bedeutung, die diese Dinge für den Menschen haben, verhalten. (Blumer, 2007) Frau C erzählt, warum sie sich jetzt als sparsame Person bezeichnet und wie es dazu kam.

*„Des han i ma in ThXX, des war so zehn Jahr nachn Krieg, wie ma ghört hat, die Kinder brauchen Hilfe und so, Osten zu und so, und da haben wir auch amal a Sammlung machen wollen. Und da waren eben auch solche Weiber: „**Nanana, hamma nix, hamma nix.**“ Und dann nachan hab ich sie in der Bar gsehn, wie sie da gsssn sein. Und seitdem hab i mir gschworn, **i geh** in ka Bar net. Wirklich net. Gestern han i Bekannte getroffen, nachher hat sie gsagt: „Du gemma an Kaffee trinken.“ „Na“, hab i gsagt, „geh i net.“ „Ja warum gestn net? Vertragstn net?“ „Wohl, vertragen würd ihn schon, aber i geh net Kaffee trinken.“ „Ja warum net?“ Haun i gsagt: „Weil **i zu geizig** bin.“ Hat sie die Luft anhalten: „Ja entschuldige,“ hat sie gsagt, „wenn i sag, gemma Kaffee trinken, **zahl ihn ja i!**“ Han i gsagt: „I bin mit dein Geld a geizig“, han i gsagt, „gemma zu mir aufe, du kriegst an Kaffee“, han i gsagt, „da kemma 4 Kaffee trinken, was da ana kostet, gell?“ Sonach bin i net geizig, oba i geh in ka Kaffeehaus. Stur, gell? (Lachen).“ (Interview Frau C, Zeile 473-487)*

Bedeutungen gegenüber Dingen entstehen nach Ansicht des symbolischen Interaktionismus durch Interaktion und persönliche Reflexion. Sie sind nicht statisch,

sondern zeichnen sich durch ständige neue Anpassung aus. Herr I erzählt von einem früheren Urlaub und fügt hinzu, dass er es heute anders gestalten würde.

„1964 samma daun s'erste Moi in Urlaub gflogn, woar a sehr zeitig für uns. Oiso woar a fost nu niemand. Nach Dubrovnik. Mit ana Propellermaschin. (lachen). Würd ich heute nicht mehr machen (lacht). Na net wegn der Maschin, sondern, weil wenn was passiert, da Bua woar jo erst ein Joar oit. I man, der woar bei der Omi bestens aufgehobn, oba was is, waun was passiert wa, nen. Oiso heute würd ich's, wenn i so a klans Kind hob, nimma mochn.“ (Interview Herr I, Zeile 111-117)

Der symbolische Interaktionismus geht davon aus, dass Individuum und Umwelt einander in ständiger Wechselwirkung bedingen. Hierzu ein Zitat von Herrn I:

„Sog imma, der jüngste mit 72 boid, nen. (lachen). Naja, s'Leben geht so schnö vorbei. Solang ma jung is – mit 16 wü ma 25 sei, und daun geht's dahin. (lachen).“ (Interview Herr I, Zeile 325-326)

Im Sinne des symbolischen Interaktionismus hat jedes Ding eine bestimmte Bedeutung inne. Eine Gesellschaft verfügt aber auch über einen Konsens an Bedeutungen, der ein Zusammenleben überhaupt erst ermöglicht. Trotzdem hat jedes Individuum individuelle Bedeutungszuschreibungen für Dinge, sodass nie von einer allgemeinen Wahrheit ausgegangen werden kann. So stellt für Herrn I die Pension zum Beispiel eine Zeit der wohlverdienten Erholung dar, für Herrn E ist sie aber immer noch mit zu viel Arbeit verbunden.

„Und da war i dann eben bis 90, bis zur Pension. Und seit dem moch i eigentlich nix mehr oiswia oaweitn, oaweitn, oaweitn (lachen).“ (Interview Herr E, Zeile 65-67)

„Naja. Nur jetzt is hoit unser Leben so, jetzt is es hauptsächlich von Urlaub /// heuer woar ma zwölf Wochen (lachen). Owa vorigs Joar a. (lachen). Jaja. Und jetzt, waun ma wirklich foarn, wird's sogar nu a dreizehnte. Naja. Genieß ma's, man weiß nicht, wie lange noch.“ (Interview Herr I, Zeile 320-323)

Die Phänomenologie geht davon aus, dass jedes Individuum in seiner eigenen individuellen Lebenswelt lebt. Lebenswelten werden gegenseitig durch Interaktion beeinflusst und abgeglichen, sodass viele Sinnzuschreibungen einer Gesellschaft in den einzelnen Lebenswelten ähnlich sind. Diese Annahme ist grundlegend dafür, dass nach

phänomenologischer Ansicht Kommunikation überhaupt erst funktionieren kann. Die These, dass in einer Gesellschaft für die einzelnen Individuen Konsens über Anschauungen herrscht, bestätigt sich in den Gesprächen. In dieser Interviewgruppe wurde zum Beispiel von allen der Wert der Familie als hohes Gut bewertet.

Eine Lebenswelt beinhaltet „kleine soziale Lebenswelten“ (Flick et al., 2005, S. 116), die sich auf bestimmte Bereiche des Lebens beschränken. Diese kleinen sozialen Lebenswelten sind letztlich ausschlaggebend für die Individualität des Subjektes in der Gesellschaft, da jeder Mensch über eine unterschiedliche Auswahl an kleinen sozialen Lebenswelten verfügt. In den Gesprächen wird das durch die angesprochenen Themen und die unterschiedlichen Bewertungszuschreibungen zu gewissen Themen deutlich. Bei den Erwerbstätigen zum Beispiel nimmt das Erzählen über den Beruf viel Platz ein, die beiden Frauen, Frau B und Frau H, die nie erwerbstätig waren, verfügen beispielsweise nicht über eine kleine soziale Lebenswelt der Erwerbstätigkeit.

Aus phänomenologischer Sicht ist eine Gesellschaft aufgrund der voranschreitenden Industrialisierung mit zunehmender Spezialisierung konfrontiert. Markt- und Wissenschaftsnischen werden entdeckt und von Experten bedient. Diese Entwicklung bringt eine Ausdifferenzierung der Gesellschaft mit sich, da sich das Quantum an allgemeingültigen Wissen und Normen wegen der Spezialisierungen, in die immer nur einige Mitglieder der Gesellschaft involviert sind, verringert. Diese Entwicklung lässt sich in den geführten Interviews nur teilweise nachvollziehen.

„Jo, mia zwa san hoit daun in Pension gaunga, i früher wia die Frau, um vier Joar. Woar a net schlecht, haumas uns a guat geh lassen. (lachen). Ja, es is, was i, waun so a Tog woar wia heite, d’Frau is ins Büro gaunga, i hob mi ins Auto gsetzt und bin am Semmering gfoarn, bin schifoarn gaungan. Wauns zhauskumman is, woar i a wieder zhaus. Woar a a schene Zeit. Oba daun woar i scho froh a, inzwischen is sie jo a scho fünf Joar zhaus, sechs Joar wird’s scho.“ (Interview Herr I, Zeile 196-202)

Als Ursache dafür kann das hohe Alter der Befragten angeführt werden. Die Gesprächspartner wurden vor dem Zweiten Weltkrieg geboren, also in einer Zeit, in der die Möglichkeiten einer freien Lebensgestaltung noch nicht in dem Maße vorhanden waren, wie es auf Grund der jüngsten Entwicklung der Globalisierung und auf Grund

der Errungenschaften der Wissenschaft und Technik der Fall ist. (Marotzki, 2005, Kap. 3.6; Griesse, 2008, S. 129-158)

Wir leben in einer Zeit, in der Biographien sehr unterschiedlich aussehen können. Heute ist das Leben weniger denn je durch lebensstrukturierende Institutionen wie die Ehe oder einen fixen Arbeitsplatz gekennzeichnet. Moderne Biographien zeichnen sich durch nicht-lineare Lebensverläufe aus. (Walther, 1996; Griesse, 2008, S. 129-158) Die für die Forschung herangezogenen Interviews stammen von Personen, die allesamt über 60 Jahre alt sind. Das Alter und somit die Zeit, in die die Menschen hineingeboren wurden, kann als ausschlaggebend gesehen werden, dass trotz des biographischen Bruches, den der frühe Tod der Mutter darstellt, alle in einem traditionellen Familienmodell leben. Es haben alle geheiratet, keiner der Interviewpartner lebt in Scheidung. Vier der fünf Interviewten haben Kinder. Frau C und ihr Ehemann wollten zwar Kinder, dieser Wunsch hat sich aber nicht erfüllt. Auch auf beruflicher Ebene sind vier der fünf Gesprächspartner einen traditionellen Weg gegangen. Frau B und Frau H führten zeitlebens den Haushalt, Frau C war Kindergärtnerin - eine klassisch von Frauen ausgeübte Tätigkeit. (Rabe- Kleberg, 1987) Herr E hatte nach einem Berufswechsel bis zur Pensionierung den gleichen Arbeitsplatz inne. Nur Herr Is Berufsleben weist Diskontinuitäten auf - er wechselte solange seinen Arbeitsplatz (sieben Mal) bis er mit seiner beruflichen Situation zufrieden war.

Eine offene Erzählaufforderung am Anfang eines narrativen Interviews soll ein breites Spektrum einer Erzählung ermöglichen. (Griesse, 2008, S. 129-158) Deswegen sind die einzelnen Gesprächsauswertungen so unterschiedlich ausgefallen. Vier von fünf Gesprächen dauerten in etwa eine Stunde, Ausnahme war Frau Cs Erzählung, die ungefähr 90 Minuten in Anspruch nahm. Innerhalb dieser Zeitspanne wurde anhand von fünf bis zwölf Handlungssträngen erzählt. Zwei Handlungsstränge („Ursprüngliche Familie“ und „Schule“) wurden von allen Interviewten angesprochen. Die übrigen wurden nur von einem Teil der Befragten, manche nur von einer Person, thematisiert. Insgesamt wird also deutlich, dass die interviewten Personen zwar zum Teil unterschiedliche Themenstränge in ihre Erzählung einfließen ließen, trotzdem werden einige Übereinstimmungen aller Interviews ersichtlich. Die Tatsache, dass die Interviewpartner Geschwister sind, birgt erstens die gemeinsame Basis ihrer Biographie.

Zweitens stehen alle Geschwister mit einander in Kontakt, was das Erzählen über bestimmte Ereignisse gefördert haben könnte, womit vielleicht die starke Konzentration aller Interviewten auf die Kinderphase erklärt werden kann. Wie in den Vorannahmen allerdings ausgewiesen, war der Bezug auf die anderen Geschwister nicht so stark wie angenommen. Herr E hat als Einziger alle seine Geschwister im Interview genannt. In den anderen Erzählungen spielen sie - bis auf Frau B - eine untergeordnete Rolle. Sie war es, die nach dem Tod der Mutter vor allem für die jüngeren Geschwister die Mutterrolle übernahm, und diese besondere Stellung wird in allen Interviews deutlich. Selbst in dem Gespräch mit Frau B, als sie erzählt, dass sie eigentlich selbst lieber gespielt hätte, anstatt so viel Verantwortung für ihre Geschwister zu übernehmen:

„Und da hamma hoit auch // ich hob müssn auf die Jüngen jo aufpassen, die jüngen Gschwista. Owa gspült hob i hoit a nu gern, gö? (lacht)“ (Interview Frau B, Zeile 386-388)

Diese Arbeit beschäftigt sich in zweierlei Hinsicht mit den Grundlagen der Biographieforschung, einerseits mit der theoretischen und methodischen Verortung und andererseits mit dem ursprünglichen Gegenstand der Biographieforschung, der Biographie an sich.

Aus pädagogischer Sicht ist die Biographieforschung vor allem interessant, weil sie Einzelfälle untersucht. Damit ist die Möglichkeit gegeben in persönliche Sinnstrukturen vorzudringen, was einerseits für die Generierung von Theorien (Siehe KAP interpretatives Paradigma) und andererseits für die Praxis von Bedeutung ist, da durch das Erfahren von persönlichen Sinnstrukturen das Denken und Erleben des Adressaten der Pädagogik - des Menschen - dem Forscher und dem pädagogisch Handelnden näher gebracht werden kann. Auch die vorliegende Forschung belegt, dass, obwohl die Mitglieder einer Gesellschaft in gewissem Maße in ihren Bedeutungszuschreibungen bzw. in der Wahrnehmung übereinstimmen, doch jeder Mensch über persönliche Ansichten verfügt und nach individuellen Mustern handelt, die nicht auf die Allgemeinheit übertragen werden können. Besonders deutlich wird das in der vorliegenden Forschung im Vergleich der Protokolle der Handlungsstränge mit den ausgearbeiteten Mustern. Sind die Handlungsstränge in den einzelnen Interviews von

den angesprochenen Themenfeldern her untereinander vergleichbar bzw. stimmen die Themenfelder überein, so sind die Muster dahinter grundlegend verschieden und damit auch die individuellen Auffassungen der Welt.

Jede Biographie ist auch immer Bildungs- und Erziehungsbiographie und damit determiniert von pädagogischen Institutionen, weswegen jede biographische Untersuchung auch immer Aufschluss auf die vorangegangene pädagogische Erfahrung gibt. Abgesehen von den klassischen Bildungseinrichtungen, wie Schule oder Universität, ist die Biographieforschung in der Sozialpädagogik im Speziellen für die sozialwissenschaftliche theoretische Diskussion und die Praxis der Sozialarbeit von Bedeutung. Denn einerseits sind die Theorien, auf denen die Biographieforschung fußt, wie symbolischer Interaktionismus und Phänomenologie, grundsätzliche sozialwissenschaftliche Theorien, andererseits werden durch die Biographieforschung aber auch persönliche Sichtweisen untersucht, deren Erkennen und der richtige Umgang mit ihnen Teil kompetenter pädagogischer Arbeit sind. Biographieforschung beschäftigt sich traditionell mit bedeutenden Themen der Sozialpädagogik, wie z.B. Armut oder Benachteiligung. Das lässt sich aus der Tradition der Chicagoer Schule herleiten, die sich diesen Themenfeldern bereits in den 1920er Jahren anhand von Biographieforschung genähert hat. (Wensierski, 2006, S.459-482)

Auch die vorliegende Forschung gibt Einblicke in die individuellen Lebenswelten und in die persönlichen Sinnstrukturen von Individuen. Im Sinne der qualitativen Forschung ist es nicht Absicht der vorliegenden Arbeit, die Ergebnisse auf die Allgemeinheit umzulegen, sondern persönliche Sinnzuschreibungen und Muster herauszuarbeiten. So lässt sich an Frau B erkennen, dass der frühe Tod der Mutter und die daraus resultierende Verantwortung in ihrer gesamten Lebenserzählung eine große Rolle spielen. Bei Frau C wird deutlich, dass sie ihr Leben über den Aspekt des sich um Andere Kümmerens aufzieht. Im Gespräch mit Herrn E ist das dominierende Thema Arbeit, anhand derer er sich wie alle Personen, die erwerbstätig oder in Ausbildung sind, charakterisiert. Frau H beschreibt ihr Leben bis zu ihrer Hochzeit. Ihr sind fast ausschließlich Streiche in Erinnerung, die sie mit ihrer Kindheit und Jugend in Verbindung bringt. Das Thema Eheschließung reißt sie nur in einem Satz an und geht nicht auf das Leben ab diesem Zeitpunkt ein. Herr I beschreibt sein Leben als sehr

abwechslungsreich. So wie bei seinem Bruder spielt Arbeit eine wichtige Rolle in seinem Leben. Seinen Werdegang erzählt er anhand beruflicher Aufstiege.

Wie vorangegangen angeführt, zeigt diese Forschung den persönlichen Blick der Individuen auf ihr eigenes Gewordensein in Einbettung ihrer Umwelt. Damit trifft diese Forschung den Kern der Sozialpädagogik, denn Sozialpädagogik beschäftigt sich ausgehend vom Individuum mit dessen Position in der Gesellschaft und den Auswirkungen, die diese Position mit sich bringt. (Böhnisch, 2001)

Es kann also abschließend gesagt werden, dass sich Biographieforschung für die Pädagogik und im Speziellen für die Sozialpädagogik eignet, da die Erörterung von Lebensgeschichten und individueller Bedeutungszuschreibungen Forschungsziel der Biographieforschung ist. Anhand dieses Forschungsziels kann sich die Pädagogik in Hinblick auf die Generierung von Theorien und die Professionalisierung von sozialer Arbeit weiterentwickeln.

8 Literaturverzeichnis

Abels, H. (2004). Interaktion, Identität, Präsentation. Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Abels, H. (2006). Identität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. (S. 273-285)

Abraham, M., Büschges, G., Funk, W. (1998) Grundzüge der Soziologie. München: R. Oldenburg Verlag

Alheit, P. (2005). Biographie und Mentalität: Spuren des Kollektiven im Individuellen. In: Völter, B. (Hrsg.). Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. (S. 21-43)

Alheit, P. (1992). Biographizität und Struktur. In: Alheit, P. Biographische Konstruktionen- Beiträge zur Biographieforschung. Bremen: Univ. Bremen (S. 10-37)

Alheit, P. (2005). Biographie und Metalität: Spuren des Kollektiven im Individuellen. In: Völter, B., Dausien, B., Lutz, H., Rosethal, G. (Hrsg.). Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/ GWV Fachverlage GmbH, S. 21- 45

Berger, P. & Luckmann, T. (2001). Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Aus: Abels, H. Interaktion, Identität, Präsentation. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH (S. 81- 105).

Bettelheim, B. (1951) Love is not enough: the treatment of emotionally disturbed children. Glencoe: The Free Press

Bilden, H. (1991). Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, K.; & Ulrich, D. (Hrsg.). (1991). Neues Handbuch der Sozialforschung. Weinheim und Basel

Blumer, H. (2007). Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In: Burkart R. & Hömberg W. (Hrsg.). (2007). Kommunikationstheorien. ein Textbuch zur Einführung. 4. Aufl. Wien: Braumüller (S. 24-42)

Böhnisch, L. (2005). Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. 4., und überarbeitete Auflage. Weinheim und München: Juventa Verlag

Bohnsack, R. (1973). Handlungskompetenz und Jugendkriminalität. Neuwied: Luchterhand

Bortz, J.& Döring, N. (2006). Forschungsmethoden und Evaluation für Human und Sozialwissenschaftler. 4. Auflage. Heidelberg: Springerverlag.

Breckner, R. (1994). Von den Zeitzeugen zu den Biographien: Methoden zur Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews. In: Diekwisch, Heike (Red.), Berliner Geschichtswerkstatt. Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: zur Theorie und Praxis der Alltagsgeschichte. Münster: Westfälisches Dampfboot (S. 199-219).

Datler, W. (2004). Die Thematisierung des „Hier und Jetzt“ im Beratungsprozess. Kasuistische und objektbeziehungstheoretische Anmerkungen zur Theorie der Beratungsarbeit im Schnittfeld von Sozialpädagogik und Psychoanalyse. In: Hörster, B. Küster, E.- U., Wolff, S. (Hrsg.). Orte der Verständigung: Beiträge zum sozialpädagogischen Argumentieren. Freiburg im Breisgau: Lambertus

Diekmann, A. (2003). Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH

Diemer, A. (1959). Philosophie. Frankfurt am Main: Fischer (S. 243)

Eggen, B. & Rupp, M. (2006). Kinderreiche Familien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Erikson, E. H. (1996). Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch.

Esser, H. (1995). Die Objektivität der Situation. Das Thomas- Theorem und das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen. In: Martinsen, R. Das Auge der Wissenschaft. Zur Emergenz von Realität. Baden- Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.

Felden, H. von (2003) Bildung und Geschlecht zwischen Moderne und Postmoderne : zur Verknüpfung von Bildungs-, Biographie- und Genderforschung. Opladen : Leske + Budrich .: Oldenburg, Univ., Habil.-Schr., 2001

Filipp, S. (Hrsg.). (1984). Selbstkonzept-Forschung: Probleme, Befunde, Perspektiven. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta

Flick, U. (2000). Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. 5. Auflage. Rowohlt Taschenbuchverlag. Reinbeck bei Hamburg.

Flick, U., v. Kardoff, E. & Steinke, I. (2005). Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 4. Auflage. Rowohlt Taschenbuchverlag GmbH: Reinbeck bei Hamburg.

Fuchs- Heinritz, W. (2005). Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 3., und überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/ GWV Fachverlage GmbH

Giddens, A. (2007). The consequences of modernity. In: Calhoun, C. J. (Hrsg.). Contemporary sociological theory. Malden, Mass: Blackwell. (S. 243-266)

Girtler, R. (1988). Methoden qualitativer Sozialforschung- Anleitung zur Feldarbeit. Wien, Graz: Böhlau

Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1993). Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Hopf, C. & Weingarten, E. (HG.). Qualitative Sozialforschung (S. 91-111). Stuttgart: Klett-Cotta, 3. Auflage

Glinka, H. J. (2005). Biographie. Annäherung an ein sozialbiographisches Konstrukt. In: Otto, H. U., & Thiersch H. (2005). Handbuch: Sozialarbeit, Sozialpädagogik. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag (S. 207- 220).

Goffman, E. (1973). Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Griese, B. (2008). Erzähltheoretische Grundlagen in der Biographieforschung. In: Felden, H von. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH. S. 129-158

Grüner, K.- W. (1974). Techniken der Datensammlung 2. Teubner-Studienskripten; 32: Studienskripten zur Soziologie

Halbwachs, M. (1991). Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag

Hildenbrand, B. (1991). Fallrekonstruktive Forschung. In: Flick, U. et al. (Hrsg.). Handbuch qualitative Sozialforschung. (S. 256-260)

Hill, P. B. & Kopp, J. (2006). Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hitzler, R. & Hohner, A. (1994). Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, U. (Hrsg.). Riskante Freiheiten- Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp (S. 307- 335)

Husserl, E. (2005). Einführung in die Phänomenologie der Erkenntnis: Vorlesung 1909. Hrsg. von Elisabeth Schuhmann. Dordrecht: Springer

Jakob, G. (1997). Das narrative Interview in der Biographieforschung. In: Friebertshäuser, B. & Prengel, A. (Hrsg.). Handbuch qualitative Forschung in der Erziehungswissenschaft. Weinheim, München: Juventa Verlag, (S. 445- 458)

Keller, J. A. & Novak, F. (1993). Kleines Pädagogisches Wörterbuch. Grundbegriffe - Praxisorientierung – Reformideen. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder.

Keupp, H. (1994). Ambivalenz postmoderner Identität. In: Beck, U. (Hrsg.). Riskante Freiheiten- Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp. (S. 336- 353)

Keupp, H. u.a. (2006). Identitätskonstruktionen: Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Kim, T.-W. (1999). G. Simmel, G. H. Mead und der symbolische Interaktionismus. Geistesgeschichtliche Zusammenhänge, soziologische Systematik. Würzburg: Ergon-Verlag

Kirsch, S. (2007). Themenanalyse als Erschließungsvariante in der objektiv-hermeneutischen Analyse und Interpretation (auto-)biographischer Texte. In: Felden, H. von (Hrsg.). Methodendiskussion in der Biographieforschung . Klassische und innovative Perspektiven rekonstruktiver Forschung. Mainz: Logophon (S. 25-44)

Klafki, W. (1991). Typische Faktorenkonstellation für Identitätsprozesse von Kindern und Jugendlichen im Nationalsozialismus im Spiegel autobiographischer Berichte. In: Berg, Ch. & Ellger- Rüttgardt, S. (Hrsg.): „Du bist nichts, Dein Volk ist alles“. Forschungen zum Verhältnis von Pädagogik und Nationalsozialismus. Weinheim, (S. 159-172)

Kohli, M. (1988). Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Brose, H.- G. (Hrsg.). Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Bd. 4. Opladen: Leske + Budrich, S. 33-53

Körner, J. (2004) Die trianguläre Situation in der Psychoanalyse und der psychoanalytischen Pädagogik. In: Hörster, B. Küster, E.- U., Wolff, S. (Hrsg.). Orte der Verständigung: Beiträge zum sozialpädagogischen Argumentieren. Freiburg im Breisgau: Lambertus

Köttig, M. (1997). Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen. Gießen: Psychosozial Verlag

Krüger, H. H. (1997) Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. In: Friebertshäuser, B. & Prengel, A. (Hrsg.). Handbuch qualitative Forschung in der Erziehungswissenschaft. Weinheim, München: Juventa Verlag, (S. 43- 55)

Krüger, H. H. (2006). Entwicklungslinien, Forschungsfelder und Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Krüger, H. H. & Marotzki W. (Hrsg.) Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften| GWV Fachverlage GmbH, (S.13-34)

Krüger, H. H. & Marotzki W. (Hrsg.) (2006). Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften| GWV Fachverlage GmbH

- Lamnek, S.** (2005). Qualitative Sozialforschung. Weinheim, Basel: Beltz Verlag
- Langer, I.** (2000). Das persönliche Gespräch als Weg in der psychologischen Forschung. Köln: GwG- Verlag
- Marotzki, W.** (1995) Forschungsmethoden der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Krüger, H.- H. (Hrsg.). Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich (S. 55- 89)
- Marotzki, W.** (2005). Qualitative Biographieforschung. In: Flick, U., v. Kardoff, E., Steinke, I. Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 4. Auflage. Rowohlt Taschenbuchverlag GmbH: Reinbeck bei Hamburg. (Kap. 3.6)
- Marotzki, W.** (2006). Forschungsmethoden und Methodologie der Erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Krüger, H. H. & Marotzki W. (Hrsg.). Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften| GWV Fachverlage GmbH, (S.111- 136)
- Matthes, J.** (1976). Einführung in das Studium der Soziologie. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt (Anhang I)
- Mitterauer, M. & Ortmayr, N. (Hrsg.)** (1997). Familie im 20. Jahrhundert. - Traditionen, Probleme, Perspektiven. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel Verlag.
- Mollenhauer, K.** (1972). Theorien zum Erziehungsprozeß. Zur Einführung in erziehungswissenschaftliche Fragestellungen. München: Juventa-Verlag
- Nave- Herz, R.** (2002). Familie heute- Wandel der Erziehungsstruktur und Folgen für die Erziehung. Darmstadt: Primus Verlag
- Nittel, D.** (2008). Über den Realitätsgehalt autobiographischer Stegreiferzählungen. In: Felden, H von. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH. S. 69-108
- Noack, J.** (2005). Erik H. Eriksons Identitätstheorie. Oberhausen: Athena Verlag
- Orth, E. W.** (1999). Edmund Husserls „Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie“: Vernunft und Kultur. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (Kap. 4)
- Otto, H.- U. & Thiersch, H.** (2005). Handbuch: Sozialarbeit, Sozialpädagogik. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Rabe- Kleberg, U.** (1987). Frauenberfe- zur Segmentierung der Berufswelt. Bielefeld: Kleine

Rath, R. (1995). Ist Erzählen unser Leben? Zur Erzählforschung der letzten Jahrzehnte. Denison, N. & Sornig, K. (Hrsg.) Linguistics with a human face. Graz: Institut für Sprachwissenschaften.

Reimer, M. (2003). Autobiographisches Erinnern und retrospektive Längsschnittdatenerhebung. Was wissen wir und was würden wir gerne wissen?. In: BIOS, Jg. 16 (2003), Heft 1, Wiesbaden: Verlag Leske + Budrich. (S. 27-41)

Rogers, C. (1978). Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie. München: Kindler

Rosenthal, G. (2005). Die Biographie im Kontext der Familien und Gesellschaftsgeschichte. In: Völter, B., Dausien, B., Lutz, H., Rosethal, G. (Hrsg.). Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH, S. 46- 64

Rudolf, M. (2003). „Ich weiß, dass ich jetzt bestimmt die Kindheit verkläre- Autobiographische Erzählungen zwischen kommunikativer Identitätsarbeit und reflexiver Biographisierung des Subjekts. In: Bruder, K.- H. (Hrsg.). <<Die Biographische Wahrheit ist nicht zu haben>>. Gießen: Psychosozial- Verlag. (S. 117-137)

Schlüter, A. (2008). Die Souveränität der Erzählenden und die Analyse von Eingangssequenzen bei narrativen Interviews. Erfahrungen aus dem Forschungs- und Interpretationskolloquium. In: Felden, H von. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH. S. 211- 225

Schneider, L. W. (1999). Grundlagen der soziologischen Theorie. Band 1: Weber- Parsons- Mead- Schütz. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GesmbH

Schulze, T. (2006). Biographieforschung in der Erziehungswissenschaft- Gegenstandsbereich und Bedeutung. In: Krüger, H. H. & Marotzki W. (Hrsg.). Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften| GWV Fachverlage GmbH, (S.35-58)

Schütz, A. & Luckmann, T. (2003). Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH

Schütze, F. (1982). Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Lämmert, E. (Hrsg.). Erzählforschung: Ein Symposium. Stuttgart: Metzler. (S. 568-589)

Schütze, F. (1984). Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M. & Rbert, G. (Hrsg.). Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart: J. B: Metzlersche Verlagsbuchhandlung

Schütze, F. (1987). Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I. Erzähltheoretische Grundlagen. Hagen: Fernuniversität. Fachbereich Erziehungs-, Sozial- und Geisteswissenschaften

Schütze, F. (2002). Das Konzept der sozialen Welt im symbolischen Interaktionismus und die Wissensorganisation in modernen Komplexgesellschaften. In: Haß- Zumkehr, U., Schmit, H., Strecker, B. (Hrsg.). Soziale Welten und kommunikative Stile. Tübingen: Gunter Narr Verlag

Seifert, T. (1995). Der Strukturwandel der Jugendphase in Ostdeutschland und seine Folgen für die Jugendarbeit. Dresden: Dissertation TU Dresden

Steinke, I. (1999). Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativer empirischer Sozialforschung. Juventa: Weinheim & München

Stowasser, J. M., Petschenig, M. & Skutsch, F. (1991). Der kleine Stowasser. Lateinisch- deutsches Schulwörterbuch. München: R. Oldenburg Verlag.

Tschugnall, K. (2003). Favourite bits- Autobiographische Erinnerung im Gespräch. In: Bruder, k.- H. (Hrsg.). <<Die Biographische Wahrheit ist nicht zu haben>>. Gießen: Psychosozial- Verlag. (S. 183-202)

Welzer, H. (2003). Was ist autobiographische Wahrheit?. In: Bruder, k.- H. (Hrsg.). <<Die Biographische Wahrheit ist nicht zu haben>>. Gießen: Psychosozial- Verlag. (S. 183-202)

Wensierski, H. J. (2006). Biographische Forschung in der Sozialpädagogik. In: Krüger, H. H. & Marotzki W. (Hrsg.). Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften| GWV Fachverlage GmbH, (S.459-482)

Wilson T. P. (1973). Normative and Interpretive Paradigms in Sociology. In: Jack D. Douglas: Understanding everyday life. Toward the reconstruction of sociological knowledge. Chicago: Aldine, S. 62-84

Walther, A. (Hrsg.). (1996). Junge Erwachsenen in Europa- jenseits der Normalbiographie? Opladen: Leske + Budrich

Zander, M. (2005). Kinderarmut. Einführendes Handbuch für Forschung und soziale Praxis. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

INTERNET

Dressel, G. & Langreiter, N. (2003). Wenn „wir selbst“ zu unseren Forschungsfeld werden. Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research [Online Journal], 4(2). Verfügbar über: <http://217.160.35.246/fqs-texte/2-03/2-03dressellangreiter-d.htm> [Zugriff: 01.09.2008].

9 ANHANG

9.1 Transkriptionsregeln

//	kurze Pause
///	lange Pause
(xxx)	unverstehbarer Text
(Wort)	gedeutetes/r Wort/Satzteil
<u>Wort</u>	gleichzeitiges Sprechen
(lacht)	Nebengeräusche werden kursiv in Klammern an der Stelle im Text wiedergegeben, an der sie beim Abhören des Tonbandes auftreten.
Wort	betontes/r Wort/ Satzteil
[...]	Zitat von den Verfassern gekürzt

9.2 Lebensläufe der Verfasserinnen

Friederike Rochowanski und Ingeborg Wieder

LEBENS LAUF – Friederike Rochowanski

geboren am 12. 11. 1981 in Wien

AUSBILDUNG

- **Studium:** Universität Wien; Studium der Bildungswissenschaft
- **Gymnasium:** „BG VIII - Piaristengymnasium“, Wien 8, Matura: Juni 2000
- **Volksschule:** Volksschule „Notre Dame de Sion“, Wien 7, 1988-1992

BERUFLICHE ERFAHRUNG UND PRAKTIKA

- **Lektorin für Alphabetisierung/ DaZ/ DaF seit 2004, laufend:**
 - Projekt ISIS, VHS 15, Wien, seit September 2008, laufend
 - BILCOM Weiterbildungsinstitut, Wien, seit Juni 2008, laufend
 - Club International, Wien, seit Februar 2008, laufend
 - Actilingua Academy, Wien, Juli 2004- Jänner 2008
- **Praktikum:** Projekt „Multilingual education in Georgia“ der Schweizer NGO CIMERA, Sept./Okt., 2006; Tiflis, Kvemo Kartli - Georgien
- **Praktikum:** Universität Hamburg- Projekt „FörMig – Förderung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund“, Feb./ März 2006; Hamburg - Deutschland
- **Europäischer Freiwilligendienst:** September 2000 bis Mai 2001; Thessaloniki - Griechenland

SPRACHEN

- **Deutsch:** Muttersprache
- **Englisch:** fließend in Wort und Schrift

KONTAKT

- **E - Mail:** friederike.rochowanski@gmx.at
- **Telefon:** +43/650/6 82 82 03

LEBENS LAUF – Ingeborg Wieder

geboren am 18. März 1980 in St.Pölten

- **Kind**

Moritz Wieder, geb. 2006

- **Ausbildung**

Studium: Universität Wien; Studium der Bildungswissenschaften

BHS: Bundes- Bildungsanstalt für Sozialpädagogik, St. Pölten
(Reife- und Diplomprüfung 1999)

- **Berufstätigkeit**

2001 ab Mai 2001 Wohngemeinschaft Kefedergrundgasse; Jugend am Werk

2001 Januar bis März 2001 Wohngemeinschaft Sobieskigasse; Jugend am Werk

2000 Januar bis Dezember 2000 Wohnhaus Innermanzing; Jugend am Werk

- **Weiterbildung**

Laufende Supervision

- **Praktikum**

2005 Fakultät für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung
(Forschungspraktikum)

- **Kontakt**

E - Mail: ingeborg.wieder@gmx.de

Telefon: +43/650/9101788